

Biogr.

218





Biogr. 218

Charlotte  
v. Rußland



<36632159010017

<36632159010017

Bayer. Staatsbibliothek







Ⓒ  
DIE KRONPRINZESSIN  
C H A R L O T T E  
VON RUSSLAND,

Schwiegertochter Peters des Grossen,

nach

ihren noch ungedruckten Briefen

1707—1715.

---

Bonn, 1875.

Verlag von Max Cohen & Sohn.

(Fr. Cohen.)





1707-1715

Bonn 1875

Verlag von Max Cohen & Sohn

in Bonn





„Je suis bien en effet une pauvre victime de la maison, sans qu'elle en aye le moindre avantage, et moi je meurs d'une mort lente, à force de chagrin.“

Indem ich Materialien zu einer Biographie Leibnitzens im Archive zu Wolfenbüttel sammelte, fand ich in demselben eine Reihe Briefe der Prinzessin Charlotte, Gemahlin des Zarewitsch Alexei, an ihre Eltern. Ausser dem allgemeinen Interesse, das sich an jede, auf den grossen Reformator Russlands bezügliche Quelle knüpft, bewog mich lebhaftes Theilnahme an dem traurigen Schicksale der Prinzessin, das russische Publikum mit dem Inhalte ihrer Briefe bekannt zu machen. Welchen Contrast bietet das Leben der beiden ersten ausländischen Prinzessinnen, die mit russischen Thronfolgern vermählt waren, Charlotte von Wolfenbüttel und Catharina von Anhalt-Zerbst! Die zweite, eine der grössten Herrscherinnen der Welt, verstand es, im Laufe ihrer langen und glänzenden Regierung sich mit dem Sein und Wesen des russischen Volkes vollkommen zu identificiren. Das Schicksal der ersten war traurig, nicht allein während ihres kurzen Lebens, sondern auch nach ihrem Tode. Einsam und verlassen lebte sie in Petersburg, bis Krankheit und Kummer ihrer unglücklichen Ehe ein Ende machte; ihr Andenken erlosch spurlos; fremd war sie im Leben dem russischen Volke gewesen, fremd blieb sie ihm auch nach dem Tode. Die Geschichtsschreiber des Zeitalters Peters des Grossen erwähnen ihrer kaum, und wenn sie es thun, geschieht es mit ernster Missbilligung. Wir



halten diese Missbilligung für übertrieben, und sind der Meinung, dass bei näherer Bekanntschaft mit ihrem inneren Leben und den Verhältnissen, unter denen sie zu leiden hatte, der Leser an ihrem Andenken Nachsicht üben und die unglückliche Fürstin beurtheilen wird, wie sie, aus der oben angeführten Stelle aus einem ihrer Briefe, sich selbst darstellt.

## I.

### **Die Brautwerbung.**

Am 28. Januar 1707, in Wien, der damaligen Hauptstadt des deutschen Reichs und dem Mittelpunkte der zu jener Zeit mächtigen und weitverzweigten Habsburgischen Politik, unterhielten sich zwei Diplomaten über die Wahl einer Braut für den Zarewitsch Alexei, der noch nicht 17 Jahr alt war. Der eine dieser Herren, ein ältlicher und erfahrener Mann, gehörte zu jenem besonderen Typus der Diplomatie, der den politischen Verhältnissen des 17. und 18. Jahrhunderts seinen Ursprung verdankt. Central-Europa war in zahlreiche kleine Staaten zersplittert, die alle eine selbständige Politik treiben wollten; dadurch entstand eine Klasse von Leuten, welche diesen Staaten ihre Dienste anboten, häufig aus dem einen in den anderen übergingen, wenig an die lokalen Interessen gebunden waren und sich beständig im Kreise der allgemeinen europäischen Politik bewegten. Unermüdlich geschäftig im Abschliessen von Traktaten und Bündnissen der flüchtigsten und widersprechendsten Art, entwickelten sie eine ganz besondere Thätigkeit, sobald eine wohlgelungene Ehestiftung die Möglichkeit einer politischen „Annäherung“ bot und ihnen selbst, neben dienstlichen Vortheilen, auch eine gewisse Berühmtheit erwerben konnte.



Der oben erwähnte ältliche Diplomat war ein Baron Urbich, der lange in Wien als dänischer Gesandter lebte. Sein Einfluss hatte viel dazu beigetragen, den König von Dänemark seinen Verpflichtungen dem deutschen Reiche gegenüber, dem er als Herzog von Holstein angehörte, treu zu erhalten, indem er die vortheilhaften Anerbietungen Ludwigs XIV. beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges ablehnte. Nicht weniger stolz war Urbich auf einen zweiten Erfolg seines diplomatischen Wirkens — die Heirath des Erzherzogs Karl, der den spanischen Thron erben sollte, mit einer Prinzessin von Wolfenbüttel aus der Welfischen Dynastie. Urbich hatte den lebhaftesten Antheil an diesen Unterhandlungen genommen, deren Abschluss nicht leicht war, da es galt, den Uebertritt der Prinzessin zur katholischen Kirche zu vermitteln, und ihre fürstlichen Verwandten dieser Bekehrung günstig zu stimmen.

Der Diplomat, mit dem Urbich sich unterhielt, war ein noch junger Mann, Neuling in politischen Umtrieben. Seine feine Bildung und seine Vorliebe für wissenschaftliche und literarische Dinge förderte ihn ausserordentlich in seiner Laufbahn. Es war der Baron Huyssen, dessen Biographie uns durch die literarische Geschichte des Zeitalters Peters des Grossen wohlbekannt ist. Huyssen war damals schon seit einigen Jahren, auf Patkul's Verwendung, in russische Dienste getreten. Seine Aufgabe bestand darin, Agent Russland's bei der ausländischen Presse zu sein, und die öffentliche Meinung des westlichen Europa's so günstig als möglich für das junge russische Reich zu stimmen. Zu diesem Zwecke musste er die verschiedenartigsten kaiserlichen Erlasse übersetzen, fremde Gelehrte vermögen, Bücher und Aufsätze zur Verherrlichung Russland's zu schreiben oder die Verleumdungen zu widerlegen, die man im Auslande gegen Russland verbreitete; endlich hatte



er tüchtige Offiziere, Handwerker und andere nützliche Leute anzuwerben.

Bald nach seiner Ankunft in Russland war Huyssen's Geschicklichkeit auf die Probe gestellt worden; er erhielt den Auftrag, die Beschuldigungen eines deutschen Pamphlets zu widerlegen, in welchem das russische Verfahren gegen Fremde scharf angegriffen wurde. Dieses Pamphlet war von dem gewesenen Lehrer des Zarewitsch Alexei, Neigebauer, verfasst, dessen Entfernung durch vielfache Streitigkeiten mit der Umgebung des Prinzen veranlasst worden war. Huyssen ersetzte Neigebauer bei dem Zarewitsch, und verstand es besser als sein Vorgänger, mit den russischen Lehrern und dem Fürsten Menschikoff Frieden zu halten. Im Jahre 1705 wurde er in diplomatisch-literarischen Angelegenheiten nach Deutschland geschickt, und begegnete in Wien dem Baron Urbich.

Huyssen hielt es für seine Pflicht als Erzieher des Zarewitsch, bei Zeiten eine Gemahlin für seinen fürstlichen Zögling zu wählen. Urbich und er besprachen alle damals heirathsfähigen Prinzessinnen. Besonders beachtenswerth erschienen die beiden Töchter Kaiser Joseph des Ersten, der keine Söhne hatte, und denen dadurch bedeutendes Vermögen zufiel. Eine Ehe zwischen der ältesten Erzherzogin und dem Zarewitsch hätte die beiden kaiserlichen Häuser eng verbunden, und unter gewissen Verhältnissen für Europa noch wichtigere Folgen gehabt, als jene Vereinigung der spanischen Monarchie mit den Habsburgischen Besitzungen, welche im Anfange des 16. Jahrhunderts stattfand. Es gab daher ziemlich viele Leute, welche dieser Heirath geneigt waren und ihrer Einbildungskraft, in Bezug auf die möglichen Folgen, freien Spielraum liessen.

Eines der Projekte, die sich auf diese Verbindung beziehen, hat sich im Archive des russischen Ministeriums



der auswärtigen Angelegenheiten erhalten. Der Verfasser bemerkt, dass der Zarewitsch durch seine Ehe mit der ältesten Tochter des Kaisers Erbe der Habsburgischen Länder und deutscher Kaiser werden könne. Selbst abgesehen von dieser Eventualität, fände Russland die grössten Vortheile in seinem verwandtschaftlichen Bündnisse mit Oesterreich. Der Zar könne mit Hülfe desselben das griechische Reich erwerben, oder, wenn ihm das Königreich Polen lieber wäre, läge eine Theilung zwischen Russland und Oesterreich nahe. Das Projekt, von welchem die Rede ist, wurde höchst wahrscheinlich erst im J. 1709 entworfen, da in demselben erwähnt wird, dass der König August für den Zarewitsch um die Prinzessin von Wolfenbüttel werbe. Jedoch viel früher schon waren ähnliche Vorschläge gemacht worden.

In jener Unterhaltung mit Huyssen theilte Urbich demselben mit, dass mehrere Jahre vorher gewisse Leute dem Zaren den Wunsch des kaiserlichen Hofes ausgesprochen hätten, mit ihm in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Darauf hin trug Patkul Urbich auf, sich bei dem kaiserlichen Vice-Kanzler, Grafen Kaunitz, nach der Glaubwürdigkeit dieser Aeusserungen zu erkundigen. Um die Würde des kaiserlich Habsburgischen Hauses zu wahren, das damals Niemand sich gleich erachtete, antwortete der Vice-Kanzler sehr vorsichtig. Er begann damit, die Gründe anzuführen, welche einer solchen Verbindung entgegenzustellen wären, als: Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, Ungleichheit in Ansichten und Lebensweise, endlich Ungewohntheit ehelicher Bündnisse zwischen den Moskowitischen Zaren und anderen europäischen regierenden Häusern. Uebrigens bemerkte der Vice-Kanzler weiter, wenn die Gerüchte, die in Wien umgingen, sich verwirklichten, d. h. wenn der Zarewitsch zur Vollendung seiner



Erziehung dahin geschickt würde und die kaiserliche Familie sich mit seinem Charakter und seinen Sitten bekannt machen könne, wäre eine Verbindung mit ihm nicht unmöglich.

Am Tage nach seiner Unterhaltung mit Huyssen schrieb Urbich ihm einen Brief, in welchem er sagte, er habe lange über den Gegenstand ihres gestrigen Gesprächs nachgedacht und sei zu der Ueberzeugung gelangt, das Wolfenbüttelsche Haus biete die beste Wahl. „Es sind zwei Prinzessinnen da,“ schrieb er, „wohlerzogen und schön; die eine, Charlotte Christine Sophie, geboren am 2. August 1694 — die andere, Antonie Amalie, geboren am 24. April 1696.“ Urbich zählte alle Vorthelle einer Verwandtschaft mit dem Hause Wolfenbüttel auf, und wies besonders darauf hin, es sei „das vornehmste“ Haus in Deutschland. Urbich hätte sagen können in ganz Europa, mit Ausschluss nur der Bourbons, denn schon im 12. Jahrhundert waren die Ahnherren der Wolfenbüttelschen Herzöge, die Welfen, mächtige Fürsten in Italien und Deutschland, und stritten mit den deutschen Kaisern um die Krone, zu einer Zeit, wo die Vorfahren der Hohenzollern und Habsburger, als unbekannte Ritter, auf ihren engen und finsternen Burgen, in den Bergen des alten Schwabenlandes hausten.

Heute weilen die entthronten Welfen in fremden Ländern; ein einziger, kinderloser Nachkomme dieses stolzen Geschlechtes ist um seiner Unbedeutendheit willen Herr seines kleinen Gebietes geblieben. Aber im Anfange des vorigen Jahrhunderts spielten die Welfen durch ihren Länderbesitz, besonders aber durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen, eine ansehnliche Rolle in Europa, und eine Verbindung mit ihnen bot bedeutende Vorthelle. Die Kaiserin von Deutschland war aus diesem Hause, auch die Gemahlin des spanischen Thronprätendenten, Erzherzog



Karl; die Könige von Schweden, Dänemark, Polen und Preussen waren mit den Welfen verschwägert; wichtiger aber als Alles dieses blieb die Anwartschaft der Welfen auf den englischen Thron, nach dem Tode der kinderlosen Königin Anna.

Das Haupthinderniss bei einer Verbindung zwischen dem Zaren und dem Welfischen Hause bestand nach Urbich's Meinung in dem Umstande, dass die Prinzessin wahrscheinlich ihr Glaubensbekenntniss nicht werde aufgeben wollen. Dabei wies Urbich auf das Beispiel Karls des Zweiten von England hin, der seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, gestattete, katholisch zu bleiben, und auf mehrere ähnliche Fälle. Urbich meinte, der Zar könne wohl im gegebenen Falle eine Conzession machen, um so mehr, als die lutherische Confession der orthodoxen Kirche näher stehe als der Katholicismus, und in Russland weniger gehasst werde als die lateinische Kirche. Um diesem Projekte den Erfolg zu sichern, wäre es sehr wünschenswerth, den Zarewitsch auf ein oder mehre Jahre nach Wolfenbüttel in die Ritterakademie zu schicken, um daselbst seine Studien zu vollenden. Urbich autorisirte Huyssen, seine Vorschläge dem Zaren zu unterbreiten, und schickte seinerseits eine Copie seines Briefes an Huyssen nach Wolfenbüttel.

Hatte nun Urbich von sich aus jene Vorschläge gemacht, oder war er schon von dem Herzoge von Wolfenbüttel dazu bevollmächtigt — genug — die einmal begonnenen Unterhandlungen gingen rasch vorwärts. Der Zar genehmigte das Projekt. Urbich trat in russische Dienste und wurde als Botschafter am kaiserlich deutschen Hofe ernannt, wahrscheinlich um besser die Negociationen in Bezug auf die Heirath betreiben zu können. In einem Briefe Peters an den Herzog von Wolfenbüttel, aus Warschau,



vom 30. August 1707, dankt er schon dem Herzoge für seinen Consens zu diesem Ehebündnisse, und fügt hinzu, Urbich sei beauftragt, die Ehepakten aufzusetzen.

So leicht liess sich diese Angelegenheit nicht mit der anderen Seite abmachen; es gehörte dazu die Einwilligung mehrerer Personen. Das Haupt des Wolfenbüttelschen Hauses war damals der 74jährige Herzog Anton Ulrich. Dieser rüstige und unternehmende Greis besass neben wirklich glänzenden Eigenschaften einige Schwächen, an denen seine edelsten Bestrebungen zu Grunde gingen. Wie die meisten Glieder seines Hauses, stellte er Cultur und Wissenschaft hoch. Er schrieb auch selbst in Prosa und in Versen, wobei er sich nicht begnügte, geistliche Gedichte und religiöse Betrachtungen zu verfassen, sondern er schrieb auch, dem damaligen französischen Geschmacke gemäss, endlose Ritterromane des phantastischsten und verwickeltsten Inhalts. Dürfte man ihn nach seinem Testamente beurtheilen, in welchem er die feinste Menschenkenntniss und ein ausgezeichnetes Verständniss für die Grundlagen einer weisen Regierung zeigt, so müsste man ihn für einen der begabtesten Staatsmänner jener Zeit halten, — und dennoch verarmte und verkam sein kleines Herzogthum vollkommen unter seiner Regierung. Besonders nachtheilig wirkte die unruhige Eitelkeit des Herzogs, die ihn oft zu den unfruchtbarsten und abentheuerlichsten Unternehmungen verleitete. Diese Eitelkeit wurde beständig aufgestachelt durch die engen Grenzen, die seine Thätigkeit hemmten, und die abhängige Stellung, welche seinem Ehrgeize nicht entsprach. Anton Ulrich war ein nachgeborener Sohn und nahm Anfangs keinen Theil an der Regierung, sondern musste lange mit Erbitterung dem Walten seines schwachen und leichtsinnigen Bruders zusehen, bis es ihm endlich gelang, sein Mitregent zu werden, und bald



die ganze Regierung an sich zu bringen. Noch mehr empörte ihn ein anderer Umstand. Er gehörte zur älteren Linie des welfischen Hauses, — die jüngere Linie aber, die hannöverschen Herzoge, hatten es verstanden, durch eine gute Verwaltung und eine kluge Politik nicht allein bedeutende Macht, sondern auch die Kurwürde zu erlangen. Das konnte Anton Ulrich nicht vertragen. Der bitterste Neid bewog ihn, während des spanischen Erbfolgekrieges einen unsinnigen Vertrag mit Ludwig XIV. zu schliessen, in Folge dessen er verjagt wurde, während hannöversche Truppen sein Herzogthum besetzten. Bald riss ihn seine Eitelkeit zu einem anderen Schritte hin. Er versuchte sich dem Kaiser wieder zu nähern, indem er gegen den Willen seines Landes und seines Hauses den erzwungenen Uebertritt seiner Grosstochter Elisabeth Christine zum Katholicismus als Pfand seiner Gesinnung anbot. Später dachte er selbst daran, zur römischen Kirche überzutreten, in der Hoffnung, das säkularisirte Bisthum Hildesheim und die Kurwürde zu erwerben, um die der Erzbischof von Köln durch sein Bündniss mit Frankreich bekommen war.

Mitten unter solchen Plänen und Träumen erhielt der Herzog Urbich's Vorschlag. Natürlich ergriff Anton Ulrich mit Begier den Gedanken einer Verbindung mit dem Zaren, dessen Einfluss möglicherweise des Herzogs Ansprüche mächtig unterstützen und zur Erfüllung seiner geheimen Pläne viel beitragen konnte. Aber die Mutter der 13jährigen Prinzessin betrachtete das Anerbieten von einem anderen Gesichtspunkte. Anton Ulrich hatte zwei Söhne. Der älteste, der Erbprinz, gehört nicht in den Bereich unserer Erzählung; der zweite, Ludwig Rudolph, erwies sich, nachdem er später zur Regierung gelangte, als ein fester und weiser Herrscher, der in kurzer Zeit den Wohlstand



seines Ländchens zu heben verstand. Er war mit Christine Luise, aus dem fürstlich Oettingenschen Hause, vermählt und hatte drei Töchter mit ihr. Die älteste war damals schon von ihren Eltern getrennt und nach Bamberg gebracht, wo ihre katholische, aus Welt- und Klostergeistlichen bestehende Umgebung sie dem Protestantismus abwendig und dem Uebertritt zur katholischen Kirche geneigt machen sollte. Die zweite Tochter war ebenfalls von ihren Eltern entfernt; sie wurde bei ihrer Tante, der Gemahlin des berühmten August von Sachsen, erzogen. Nur die dritte Tochter, die 11jährige Antonie Amalie, blieb im väterlichen Hause. Auch diese Prinzessin, die eine Zeit lang dem Zarewitsch Alexei bestimmt war, hat eine gewisse Beziehung zur Geschichte Russlands. Sie verheirathete sich später mit einem Verwandten, dem Herzog von Braunschweig-Bevern, und ihr ältester Sohn war jener Anton Ulrich, den die Kaiserin Anna Joannowna kommen liess, um ihn mit ihrer Nichte zu vermählen, und der, nach der Thronbesteigung der Kaiserin Elisabeth Petrowna, mit seiner ganzen Familie in die unselige Verbannung von Cholmogory geschickt wurde, wo er 34 Jahre lang, bis zu seinem Tode, als Gefangener lebte.

Christine Luise vergoss viele Thränen, als man ihr die älteste Tochter nahm. Bei Weitem mehr jedoch erschreckte sie jetzt das Schicksal der zweiten, die in ein unbekanntes Land, mit fremden und absonderlichen Sitten, gebracht werden sollte. Die Herzogin erklärte sich entschieden gegen diese Heirath. Urbich kam im Sommer des J. 1707 nach Wolfenbüttel, um die Angelegenheit der Ehwerbung zu erledigen, fand aber die Herzogin gefährlich krank und konnte sie nicht sehen. Nach seiner Rückkehr erfuhr er in Wien, dass man in Wolfenbüttel Schwierigkeiten mache, die dritte Prinzessin anstatt der zweiten vorschlage u. s. w.



In grosser Aufregung beschwerte er sich darüber bei der Herzogin in einem Briefe vom 24. August. Ziemlich rücksichtslos deutet Urbich an, dass, wenn man in Wolfenbüttel Anstand nehme, auf die vortheilhaften Bedingungen der moskowitischen Heirath einzugehen, die Erzherzogin sich gerne mit einer solchen einverstanden erklären werde, — ja, er drohte mit dem Zurücktreten des Zaren selbst, der recht gut wisse, dass man ihn in Wien mit offenen Armen empfangen werde.

Da eine Verbindung mit dem Zaren eine politische Frage war, legte Anton Ulrich sie seinem geheimen Rathe zur Beurtheilung vor. Aber auch von dieser Seite fand er keine Unterstützung. Es haben sich zwei schriftliche Gutachten über diese Angelegenheit erhalten; das eine von Schleinitz, dem späteren russischen Gesandten an den Welfischen Höfen; das andere von dem Kanzler, Probst von Wendhausen. Von dem letzteren sagt Anton Ulrich in seinem Testamente, er sei ein sehr gelehrter, ungewöhnlich scharfsinniger und beharrlicher Mann, der die grössten Anstrengungen nicht scheue, sobald es die Verherrlichung des herzoglichen Hauses gelte.

Besonders ausführlich ist das Gutachten des Herrn von Schleinitz. Er gibt zu, der Zar sei einer der mächtigsten und reichsten Fürsten Europa's; sein Vorschlag, mit dem herzoglichen Hause eine Verbindung anzubahnen, dürfe als eine Eingebung der göttlichen Vorsehung angesehen werden und könne mit der Zeit dem herzoglichen Hause viel Ehre und bedeutende Vorthelle gewähren. Was die Braut betreffe, sei es möglich, im Ehekontrakte Bedingungen festzustellen, wie sie kein einziges kaiserliches, königliches oder fürstliches Haus glänzender bieten werde. Aber die Gründe, welche Schleinitz gegen die Heirath anführte, waren äusserst zahlreich. Der Moskowitische Thron,



sagte er, ist im Laufe von zwei Jahrhunderten häufigen und blutigen Umwälzungen ausgesetzt gewesen; der jetzige Zar kann besonders unter dieser Unsicherheit des Thrones leiden, erstens, weil er aus einem geringen Hause stammt, zu dem die alten moskowitischen Geschlechter sich mit Geringschätzung und Hass verhalten, denn sein Grossvater bestieg den Thron, Allen unerwartet, durch einen blinden Zufall; zweitens erhöht der Zar diesen Hass durch die Veränderung der früheren Regierungsform und das Einführen fremder Sitten und Gebräuche. Ueberdies, seit es russische Zaren gibt, weiss man von keinem einzigen Beispiel einer ehelichen Verbindung zwischen ihrem und irgend einem europäischen Fürstenhause, mit Ausnahme eines Versuchs König Christian's IV. von Dänemark, der mit schwerer Beleidigung dieses Fürsten endigte.

Sehr unwahrscheinlich kömmt es Schleinitz weiter vor, dass der Zar überhaupt zu einer Bedeutung in Europa und einem wirklichen Einflusse in europäischen Angelegenheiten kommen könne, da der König von Schweden nicht mit ihm Frieden schliessen wolle, ehe er ihm die baltischen Provinzen zurückerstattet und alle deutschen Offiziere seines Heeres entlassen habe. Diese Absicht werde noch unterstützt durch den König von Polen und die Seestaaten, die nimmermehr die Herrschaft Russlands im baltischen Meere zulassen dürften, da diese Herrschaft dem vortheilhaften Handel der englischen und holländischen Kauffahrer mit russischen Waaren ein Ende machen würde. Endlich könne man auf Schwierigkeiten bei der genauen Ausführung der Ehepakten stossen, weil der regierende Zar, obgleich im Ganzen ein Mann von Wort, dennoch so reizbar und heftig sei, dass er nicht immer der Vernunft Gehör gebe, wie aus vielen Beispielen zu ersehen. Sein Liebling aber, der Fürst Menschikoff, der ihn ganz beherrsche, sei der beschränkteste



und unehrenhafteste Mensch, den man sich denken könne. Von dem Zarewitsch sage man, er habe gute natürliche Anlagen, aber gar keine Erziehung; ohne Erziehung aber würden die besten Menschen, wenn nicht Bösewichter, doch wenigstens ihrer angeborenen Vorzüge verlustig. Daher, meinte Schleinitz, sei es nicht rathsam, den Ehekontrakt vor Beendigung des schwedischen Krieges abzuschliessen. Ausserdem rieth er, den Zarewitsch einzuladen, in's Ausland zu kommen, um seine Braut kennen zu lernen, auch dem Zaren nicht die Wahl zwischen zwei Prinzessinnen zu lassen, sondern sich vorzubehalten, dem Zarewitsch die jüngere zur Ehe zu geben, da über die zweite Verhandlungen mit dem schwedischen Gesandten gepflogen würden. Zum Schluss versuchte Schleinitz den Herzog davon zu überzeugen, dass es aus vielfachen Gründen rathsam sei, mit der Verlobung seiner Grosstochter nicht zu eilen.

In demselben Sinne verfasste auch der Wolfenbüttelsche Kanzler sein Gutachten; auch er wies auf die Entfernung Russlands hin, auf die Verschiedenheit des Glaubens und der Sitten, auf die politische Lage des Landes, auf die Gefahr des schwedischen Krieges, auf die Unmöglichkeit, von dem Zaren, im Falle der Noth, entweder direkt oder durch Verbündete Hülfe für Wolfenbüttel zu erwarten; daher rieth er, dies Heirathsprojekt bis nach Beendigung des Krieges zwischen dem Zaren und Karl XII. zu verschieben.

So wenig wohlwollend auch Anton Ulrich sich zu seinen Verwandten auf dem hannöverschen Thron verhielt, so konnte er doch nicht umhin, ihnen die Werbung des Zaren mitzutheilen. Anfangs December schrieb er dem Kurfürsten Georg, er wolle seine dritte Grosstochter, Antonie oder Antoinette, mit dem Zarewitsch vermählen. Die Antwort des Kurfürsten entsprach vollkommen der Meinung des



Wolfenbüttelschen geheimen Rathes, die Heirath bis nach Beendigung des Krieges zu verschieben. Dazu entschloss sich denn auch Anton Ulrich. Bald nach Beginn des Jahres 1708 schlug er dem Zaren vor, mit dem Abschluss des Ehekontrakts zu zögern, bis der Zarewitsch und seine Braut sich persönlich kennen gelernt haben würden. Der Zar stimmte ihm bei und schrieb selbst darüber an den Herzog in einem Briefe vom 17./28. September 1708 aus dem Lager vor Grigorskowo.

Es erfolgte nun ein Stillstand in den Unterhandlungen und nur dem Briefwechsel zwischen Leibnitz und Urbich entnehmen wir hier und da dürftige Nachrichten über die Lage der Dinge. Am 25. März 1709 z. B. theilt Leibnitz Urbich mit, der alte Herzog scheine fest an dem Plane einer Verbindung mit dem Hause des Zaren zu halten. „Ein gewisser Jemand,“ schreibt Leibnitz, „hat der Prinzessin Christine Luise gesagt, er sei von dem Zaren beauftragt, für den Zarewitsch eine Gemahlin zu suchen; der Herzog aber erklärte, als er es erfuhr, der Mann müsse ein Prahler sein, da der Zar ihm ja durch Ihre Vermittelung geschrieben habe. Seine Durchlaucht sagte mir, die zweite Prinzessin wolle immer nicht, die dritte aber wünsche diese Heirath, und da zwischen beiden Schwestern nur zwei Jahre Unterschied lägen, sei es wohl besser, sich für die jüngere zu entscheiden“ <sup>1)</sup>.

Anton Ulrich wusste, dass Leibnitz mit Urbich in Briefwechsel stehe; vielleicht hatte er absichtlich diese Meinung ausgesprochen, um durch Urbich zu erfahren, wie

---

1) „Un je ne sais quel“ etc.

Leibnitz in seinen Beziehungen zu Russland und Peter dem Grossen, von W. Guerrier, ordentl. Professor an der Universität Moskau. Petersburg und Leipzig 1873. Pag. 109.



ein derartiger Vorschlag von dem Zaren aufgenommen werden dürfte. Jedenfalls ersehen wir aus den Worten des Herzogs, dass im J. 1709 die Stimmung des Wolfenbüttelschen Hofes sich geändert hatte und eine Ehe zwischen dem Zarewitsch und der Prinzessin Charlotte wenig erwünscht schien, da man ihre jüngere, damals erst zwölfjährige Schwester an ihrer Stelle vorschlug. Die Schwankungen des Herzogs lassen sich wohl durch den Widerwillen der Prinzessin Charlotte erklären; sie war fünfzehn Jahre alt, und je näher der Zeitpunkt heranrückte, je mehr fürchtete sie sich vor der beabsichtigten Heirath. Wir wissen dies aus den Briefen der Prinzessin an ihre Eltern. Sie wurde in Sachsen, bei der Königin von Polen, erzogen, sah ihre Eltern selten, befand sich aber mit ihnen im Briefwechsel. Diese Correspondenz beginnt mit dem J. 1701. Die ersten Briefe Charlotten's, in französischer Sprache verfasst, enthalten Gratulationen zu festlichen Gelegenheiten, Versicherungen ihres Gehorsams, und sind augenscheinlich von einer Gouvernante diktirt. Von 1704 an kommen in den Briefen einzelne Sprach- und Orthographiefehler vor — ein Beweis der grösseren Selbständigkeit der jungen Prinzessin — sie schreibt ohne Vorwissen der Gouvernante. Mitten unter diesen kurzen und unbedeutenden Briefen wird die Aufmerksamkeit plötzlich durch einen anziehenden und rührenden Brief der Prinzessin an ihren Grossvater Anton Ulrich gefesselt, in deutscher Sprache geschrieben, vom 18. Juni 1709.

„Durchlauchtigster, Allergnädigster  
Mons. Gross-Papa.

„Durch diese wenigen Zeilen komme ich mit allem  
„unterthänigen respect gehorsamen Danck zu sagen vor  
„Dero Gnadigstes schreiben welches mich ungemein er-  
„freuet, absonderlich weil es mir einige Hoffnung macht



„das die affaire von Mouscau noch zu hintertreiben ist,  
 „welches ich mich jeder Zeit flatirt indem ich gar zu wohl  
 „von Euer Gnaden hohe Gnad, welche sie jeder Zeit vor  
 „mir haben spüren lassen, persuadirt bin, welche ich fer-  
 „ner unterthänigst bitte zu conserviren. Ich werde mich  
 „möglichsts befleisigen mich selbige würdig zu machen, und  
 „in allen andern stücken mir ein plaisir sein lassen, als  
 „eine gehorsamme tochter mich zu erweisen, und die gloire  
 „meines Hauses wo ich was darzu contribuiren kan auff  
 „alle Weisse und art zu suchen, und weil Ihr Gnaden mir  
 „Gnädigst befohlen, das ich Antoinette Mouscov nicht zu-  
 „wieder zu machen, so werde ich mich auch nicht unter-  
 „stehen solches zu thun sondern auch darin beweisen wie  
 „ich mit allen unterthanigen respect verbleibe

Euer Gnaden

„allerunterthanigste und gehorsamste Dienerin und Kindeskind

Charlotte Christiane.“

„Dresden 18 Junie 1709.“

Zu derselben Zeit, wo die Prinzessin diesen frohen Brief schrieb, war ihr Schicksal schon anders entschieden worden, als sie hoffte, in Folge der Einmischung des Königs August. Dieser unzuverlässige Bundesgenosse Peter's des Grossen war bekanntlich durch den Frieden von Alt-ranstadt genöthigt worden, einen ferneren Krieg mit Schweden aufzugeben. Allein die Misserfolge Karl's XII. im J. 1709 und sein unsinniges Eindringen in Kleinrussland, liessen August die Wiederherstellung seiner Macht in Polen hoffen. Dazu musste er sich aber vor allen Dingen mit dem Zaren aussöhnen, den er durch die Auslieferung Patkul's an Karl XII. tief beleidigt hatte, und um sich ihm angenehm zu machen, beschloss August die Heirath des Zarewitsch zu Stande zu bringen. Der Vorwand zu dieser Einmischung lag nahe, da die Prinzessin bei seiner Gemahlin



erzogen wurde. August übernahm die Kosten der Hochzeitsfeierlichkeiten, und dadurch gewann er Anton Ulrich, dem diese Ausgaben sehr schwer fielen, vollkommen für seinen Wunsch.

Wir können nicht mit Bestimmtheit die Zeit solchen Eingreifens des Königs August angeben, da der Brief Anton Ulrich's, in welchem er dem König von Polen für seinen Dienst dankt, ohne Datum ist. Aber in einem Briefe an Urbich vom 27. Juni 1709 sagt Leibnitz, „er habe durch den Herzog erfahren, die Angelegenheit des Zarewitsch mit der Prinzessin Charlotte sei so gut wie abgemacht, Dank der Vermittelung des Königs August. Schleinitz und Jordan streiten sich um die Ehre, die Sache zum Abschluss zu bringen“<sup>1)</sup>.

Urbich jedoch hielt damals die Heirath für noch nicht gewiss. Am 7. August schreibt er an Leibnitz: „Ich sehe nicht mehr klar in der Angelegenheit der Prinzessin; ich weiss nur, dass man in Wolfenbüttel und bei der Prinzessin intrigirt. Wollen wir uns trösten. Was mich betrifft, so verliere ich nichts; höchstens wird der Zar mich für einen Einfaltspinsel halten, der ihm heute schreibt, die Sache sei abgemacht, und morgen, es gäbe neue Schwierigkeiten“<sup>2)</sup>. Bald darauf trat ein Weltereigniss ein, vor dessen Donner schlägen die Klagen der bangen Prinzessin verstummten. Wir brauchen nicht weiter auszuführen, wie sehr der Sieg bei Poltawa die Stellung Russlands in Europa veränderte. Die Frage des politischen Uebergewichts im Osten war nun endgültig entschieden, und die von Karl's XII. Waffen eingeschüchterten Mächte boten jetzt dem Zaren die Hand

1) Leibnitz in seinen Beziehungen zu Russland und Peter dem Grossen, von W. Guerrier. Pag. 114.

2) Idem. Pag. 116.



und suchten seine Bundesgenossenschaft. Auch Anton Ulrich eilte herbei; es lag ihm wenig mehr daran, seine Grosstochter für Karl XII. aufzubewahren; vielmehr schien es seinen Interessen gemäss, so schnell als möglich zu dem Zaren in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, um noch am Abend seines Lebens der Früchte dieser Verbindung zu geniessen.

Sobald die Nachricht des Sieges von Poltawa nach Wolfenbüttel gekommen war, wurde die Prinzessin Charlotte unter dem Vorwande, der damals berühmten Braunschweiger Messe beizuwohnen, dahin eingeladen. Das arme Mädchen hatte schon lange diese Reise gewünscht, um ihre Familie wiederzusehen und sich ein wenig zu vergnügen; wie enttäuscht war sie, als sie erfuhr, warum man sie hatte kommen lassen! Leibnitz schreibt an Urbich aus Braunschweig am 20. August: „Die Prinzessin Charlotte ist zur Messe hiehergekommen; man hat sie so gut katechisirt, dass sie die ihr zugedachte Ehre angenommen hat, und wie ich eben erfahre, bringt Herr v. Jordan dem Könige von Polen die erfreuliche Nachricht. Jordan scheint an dieser grossen Angelegenheit Theil haben zu wollen; meiner Meinung nach kommt Ihnen aller Ruhm und Vorthail zu“ <sup>1)</sup>.

Dieser Jordan war General im Dienste des Königs von Polen, und daher meint Leibnitz, es sei natürlich ihm die ferneren Heirathsnegociationen anzuvertrauen. Leibnitz war aber nicht ganz mit der Wendung der Dinge zufrieden. „Wenn der König die Unkosten der Vermählungsfeierlichkeiten übernommen hat,“ schreibt er an Urbich, „so lässt sich nichts dagegen sagen, weil es dem Beutel des Herzogs zu Gute kommt; ich hoffe aber von dem Scharfblick und der Klugheit dieses Fürsten, dass er sich nimmer das

---

1) Leibnitz in seinen Beziehungen u. s. w. Pag. 116.



Hauptverdienst an der Sache wird nehmen lassen und dem König von Polen nur den äusseren Glanz, quo ad honores, überlassen wird. Denn so es dem Herzog gelingt, sich die Freundschaft, die Achtung und das Vertrauen des Zaren zu erringen und zu bewahren, so wird Se. Durchlaucht daraus mehr Nutzen ziehen, als aus Allem, was sie bisher unternommen“<sup>1)</sup>.

Natürlich fühlte sich Urbich durch die Einmischung des Königs August und Jordan's Verwendung verletzt. Schon im J. 1707 hatte er die Befürchtung ausgesprochen, das neue Heirathsprojekt werde ihm eben so wenig Vortheil bringen als das frühere. Jetzt schien seine Ahnung sich zu bewahrheiten. „Ich sehe wohl,“ schreibt er an Leibnitz, „dass es mit der Heirath der Prinzessin Charlotte eben so gehen wird, wie mit der der Königin, und dass ich denselben Dank ernten werde. Geduld! Cursus mundi! Ich glaube aber nicht, dass der Zar mit Jordan fürlieb nehmen wird, denn er weiss, dass er französisch und schwedisch gesinnt ist. Man sollte sich auch in Wolfenbüttel wohl sagen, dass es nicht rathsam ist, dem König August zu viel einzuräumen“<sup>2)</sup>. In einem anderen Briefe schrieb Urbich: „Schleinitz und Jordan könnten sich wohl in ihren Berechnungen täuschen; wenn der König die Unkosten der Vermählung übernehmen will, so muss er die Sache fein anfangen, sonst wird der Zar misstrauisch und glaubt, er wolle mit regieren“<sup>3)</sup>.

In Wolfenbüttel war alles des Lobes des Zaren voll; man pries seine Tapferkeit und seine vorzüglichen Eigenschaften. Auch die junge Prinzessin nahm an diesen Unter-

1) Leibnitz in seinen Beziehungen u. s. w. Pag. 118.

2) Idem. Pag. 122.

3) Idem. Pag. 132.



haltungen Theil. Bei Tafel erzählte sie einmal, als Beweis der Grossmuth des Zaren, folgende Geschichte: Ein Offizier, der aus russischen Diensten desertirt war, wurde bald darauf gefangen genommen. Da er das Schicksal kannte, das ihn erwartete, wollte er sich nicht ergeben. Der Befehlshaber der Truppe frug ihn um den Grund seiner Weigerung, und da er ihn erfahren, sagte er: „Ich schenke Ihnen das Leben und bin überzeugt, dass der Zar mein gegebenes Wort nicht brechen wird.“ Der Gefangene wurde vor den Zaren geführt; er erkannte ihn sogleich und rief aus: „Sehen wir uns also wieder!“ Der Anführer der siegreichen Abtheilung erzählte nun, wie der Gefangene den Tod gesucht, er ihm aber das Leben geschenkt, im Vertrauen auf des Zaren Grossmuth. Der Zar billigte seine Handlung und lobte ihn dafür.

Unterdessen hatte man die Prinzessin veranlasst, eine schriftliche Erklärung darüber zu geben, dass sie sich vollkommen dem Willen des Königs August und ihrer Eltern in Bezug auf die projektirte Heirath unterwerfe. Indem Anton Ulrich dem Könige diese Erklärung zusandte, gab er auch die ganze Sache in seine Hände. Nichtsdestoweniger aber benutzte man auch Urbich hierbei. Der Entwurf zu dem Ehekontrakte wurde in Wolfenbüttel concipirt und nach Wien geschickt, an Imhof, den Wolfenbüttelschen Minister, der eine wesentliche Rolle bei der Verheirathung der Gemahlin Karl's von Spanien gespielt hatte und sich als Bevollmächtigter bei ihr befand. Urbich sah mit ihm die Artikel des Ehekontrakts durch und machte seine Bemerkungen dazu <sup>1)</sup>. Im Oktober oder November begab er sich nach Russland zum Zaren und legte ihm unter

---

1) Brief Urbich's an Christine Luise vom 26. Oktober 1709. Wolfenbüttel. Archiv.



anderen Dingen auch den fertigen Entwurf des Ehekontrakts vor. Seinerseits hörte König August nicht auf, an der Heirath zu arbeiten. Ende November 1709 wandte sich Jordan in dieser Angelegenheit an den Vice-Kanzler Schafiroff. Erst am 15. März erfolgte Schafiroff's Antwort<sup>1)</sup>; er entschuldigte sein Schweigen damit, dass die Reise des Zarewitsch nach Dresden vom Zaren aus gewissen, vollgültigen Gründen noch nicht entschieden gewesen sei. Jetzt aber habe der Zar seinem Sohne darüber Befehl ertheilt, und der Zarewitsch werde sich beeilen, nach Dresden und noch weiter zu gehen. Er fügt mit besonderer Genugthuung hinzu, der Zar bleibe fest bei seiner Absicht, die bewusste Verbindung zu schliessen, falls die Betheiligten sich gegenseitig gefielen und man über die Ehepakten einig werden könne.

Auch dem Grafen Vitzthum, der im Frühjahr 1710 aus Sachsen zu dem Zaren geschickt wurde, ertheilte man den Auftrag, für die Heirath zu wirken. Am 14. April schrieb der junge Diplomat seinem Vater von seinen grossen Erfolgen, — der Zar willige in alle Vorschläge des Königs! Er behauptet, unter allen ihm gegebenen Aufträgen sei derjenige, der sich auf die Heirath beziehe, ihm der liebste gewesen, und darum habe er damit begonnen. „Der Zar,“ fährt Vitzthum fort, „ist sehr gut gesinnt für das Wolfenbüttelsche Haus und wünscht die Heirath un-  
gemein; nichts vermag ihn aber zu bewegen, seinem Sohne zu sagen: Ich will, dass du sie heiratest! Er wiederholt immer, er werde seinem Sohne freie Wahl lassen. Der Zar bemerkte, in diesem Augenblicke stehe uns Niemand im Wege: von der Erzherzogin, die man früher vorgeschlagen, sei nicht mehr die Rede, und sobald der Zarewitsch ihm

---

1) Brief Schafiroff's an Jordan. Wolfenb. Archiv. II



schreibe, dass die Prinzessin ihm gefalle, werde er Jemand nach Wolfenbüttel schicken, um den Ehekontrakt abzuschliessen. „Ich zweifle gar nicht,“ fügt Vitzthum hinzu, „dass die Prinzessin dem Zarewitsch gefallen wird, da er ein Mensch de bon sens ist, jedoch würde ich es nothwendig erachten, bei der Zusammenkunft in Dresden sich der grössten Wachsamkeit zu befleissigen, denn „„der Teufel möchte sein Spiel mit hierinnen haben.““ Der Zar ist durch die Theilnahme des Königs an dieser Heirath hoch erfreut; er wollte sogar dem Zarewitsch schreiben, er möge sich bemühen, das Wohlwollen der Prinzessin zu verdienen, und es wäre ihm sehr lieb, wenn sie ihm wohlgefiere. Ich kann ohne Selbstlob behaupten, dass ich Alles aufgeboten habe, um dem Zaren die Vorzüge dieser Verbindung klar zu machen.“

So hing denn nun Alles von der gegenseitigen Neigung der jungen Leute ab. Die Prinzessin erwartete den Zarewitsch schon zu Ende des J. 1709. Am 15. December schrieb sie ihrem Vater aus Torgau, dass der Zarewitsch nächstens in Dresden ankommen solle, und man „ihm schon Leute entgegengeschickt habe“. Die Königin bat den König per Estafette um die Erlaubniss, nach Dresden kommen zu dürfen, sobald der Zarewitsch eintreffe. „Dieses lässt mich hoffen,“ fährt die Prinzessin fort, „dass sehr bald Alles ein gutes Ende nehmen wird; ich wünsche es, um Gelegenheit zu finden, Ihnen meinen Gehorsam und meine Ergebenheit zu beweisen“<sup>1)</sup>.

Aber vergeblich wurde der Zarewitsch den ganzen Winter über erwartet. Im Frühjahr erst erhielt Alexei einen kaiserlichen Befehl, sich zu längerem Aufenthalte nach Dresden zu verfügen, und von dort aus Carlsbad zu be-

---

1) Torgau, 15. Dec. 1709.



suchen. Am 15. Mai schrieb Charlotte ihrer Mutter, dass ein Kammerpräsident aus Warschau angekommen sei und für den Zarewitsch Wohnung bestellt habe, sowohl in Dresden als in Carlsbad. Der Präsident versichere, der Zarewitsch werde zehn Tage später aus Warschau eintreffen und sogleich nach Carlsbad gehen, wohin denn auch die Königin mit ihr, der Prinzessin Charlotte, reisen sollte. Der Zarewitsch werde zwei Jahre in Dresden bleiben und während dieser Zeit der Gast des Königs sein (*notre roi le défrayera*), aber nicht im Schlosse, sondern in einem Privathause wohnen. „Der Präsident,“ fügt Charlotte hinzu, „lobt ihn sehr und sagt, er sei klüger und hübscher, als man ihn schildert. Er erzählt ferner, seine Umgebung bestehe aus klugen und würdigen Leuten. Dem jungen Seiversitz <sup>1)</sup> bezeige er besonderes Wohlwollen.“

Die Prinzessin hatte sich allmählig so sehr mit der Idee der künftigen Heirath befreundet, dass sie sogar fürchtete, es könne ein Hinderniss dazwischen treten. Ihr Oheim, Anton Ulrich's ältester Sohn, stand in schlechtem Verhältniss zu ihren Eltern und gerieth oft mit ihnen in Streitigkeiten. Die Prinzessin schrieb einmal von ihm: „er habe sich scheinbar in Allem geändert, nur nicht in seinem Uebelwollen gegen die Familie seines Bruders.“ „Ich glaube, wenn man ihm sagte, der Zarewitsch komme gewiss hierher, so würde er behaupten, es sei eine reine Unwahrheit.“ „Freilich,“ fügt die Prinzessin hinzu, „kann sich ja leicht Alles ändern; was geschieht nicht unter der Sonne!“ Charlotte schliesst ihren Brief mit einer eiligen Nachschrift, die

1) Seiversitz, wahrscheinlich der Sohn des Kammerherrn von Seiffertitz, aus der nächsten Umgebung des Königs August. *Les caractères des Ministres de la Cour de Pologne*. Forster, Friedrich August. Pag. 324.



von ihrer Aufregung zeugt: „Ich erfahre eben, dass der Zarewitsch beinahe unsere Grenze erreicht hat. Sein Gefolge besteht aus 30 Personen. Man hat ihm schon Leute entgegengeschickt, um ihn an der Grenze zu begrüßen“<sup>1)</sup>.

Der Zarewitsch reiste aber langsam. Einige Tage später zeigte die Königin von Polen Charlotte einen Brief von Imhof aus Wien, der meldete, Urbich habe gute Nachrichten vom Zaren erhalten. „Wir dürfen hoffen,“ schreibt darauf die Prinzessin ihrer Mutter am 23. Mai, „dass die moskowitzische Angelegenheit bald ein glückliches Ende erreichen wird, denn der Zarewitsch muss unverzüglich in Dresden eintreffen. Er reist bestimmt nach Carlsbad, wohin wir morgen aufbrechen.“

Huyssen, der im Gefolge des Zarewitsch war, beschreibt genau in seinem Tagebuche die Reise von Warschau nach Dresden. Ueber Alexei's Aufenthalt in Dresden selbst erfahren wir, dass der Zarewitsch einige Tage dort blieb, die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nahm und der Eröffnung des sächsischen Landtages beiwohnte, neben dem königlichen Throne stehend, während die sächsischen Stände ihre Propositionen vortrugen. Aus Dresden ging der Zarewitsch nach Carlsbad, über die Bergstädte Freiberg, Chemnitz und Joachimsthal, wo die ersten Thaler geprägt wurden. (Sie hiessen nach dem Orte zuerst Joachimsthaler, später einfach Thaler, russisch Jefimki.) Carlsbad war damals der Sammelpunkt des hohen Reichsadels. Eine besonders glänzende Gesellschaft sollte im Sommer 1711 dort zusammentreffen. Ausser der Königin und dem Zarewitsch erwartete man in Carlsbad „den Cardinal von Sachsen, den Erbprinzen von Zerbst, den Herzog von Merseburg mit seiner Tochter, den Prinzen von Neuburg und

1) Pretsch. 15. Mai 1710.



seine Gemahlin, fast alle sächsischen Notabilitäten, und eine Menge Grafen und Gräfinnen aus Breslau.“ Zum Herbst sollten sogar der König und der Zar selbst erscheinen. Die Neugierde zog natürlich viele Leute hin, der Wunsch, die erste Begegnung des Zarewitsch und der Prinzessin mit anzusehen. Die Hofdamen der Königin und der Prinzessin Charlotte schienen dieses Verlangen besonders heftig zu empfinden; die Oberhofmeisterin von Roo beschwor die Königin, sie mitzunehmen, „als hinge ihr ganzes Lebensglück von dieser Reise ab.“ (*Croyant que tout son bonheur consiste dans ce voyage.*)

Unweit Carlsbad, im Städtchen Schlackenwerth, wo dem Zarewitsch ein recht schöner Garten und Wasserkünste gezeigt wurden, sah er die Prinzessin zum ersten Male. Leider befindet sich keine Beschreibung dieser Zusammenkunft in den Briefen der Prinzessin an ihre Mutter, und wir können nicht über den gegenseitigen Eindruck dieser ersten Bekanntschaft urtheilen. Aus Huyssen's Tagebuche wissen wir nur, dass der Zarewitsch sich oft mit der Königin und der Prinzessin Charlotte unterhielt; ein Brief von Urbich berichtet, die Begegnung sei für beide Theile befriedigend ausgefallen und er erwarte daher mit Ungeduld die Entscheidung des Zaren. Bei Gelegenheit der Carlsbader Zusammenkunft sagt Ustrialoff in seiner Geschichte, die Prinzessin Charlotte „habe dem Zarewitsch missfallen“. Als Beweis führt er einen Brief Anton Ulrich's an, in welchem aber kein Wort von Charlotte steht, sondern nur die Rede ist von der Abneigung der Russen gegen eine Heirath des Zarewitsch mit einer Ausländerin, sowie eine Andeutung, dass der Zarewitsch die Ansicht seiner Umgebung theile. Das Missfallen des Zarewitsch erklärt Ustrialoff in folgender Weise: „Sie zeichnete sich nicht durch Schönheit aus; bei hohem Wuchse war sie mager und von Blatternarben entstellt“



Wir besitzen kein einziges zuverlässiges Zeugniß aus damaliger Zeit über die äussere Erscheinung der Prinzessin<sup>1)</sup>. Nach dem in Wolfenbüttel vorhandenen Bilde Charlotten's muss sie eher hübsch gewesen sein. Auf dem Portrait, das dem 119. Bande der „europäischen Fama“ beigelegt ist, erscheinen ihre Züge fein und regelmässig, obgleich der allgemeine Ausdruck nicht anziehend ist. Beide Bilder zeigen eine ausserordentlich schlanke Taille -- man muss aber bemerken, dass beide zu einer Zeit gemalt wurden, als Charlotte noch nicht 17 Jahre alt und nicht völlig erwachsen war. Wenn Ustrialoff behauptet, „ihr Gesicht sei von den Blattern entstellt“, so finden wir nirgends eine Bestätigung dieser unwahrscheinlichen Behauptung. Ustrialoff's Quelle hierzu ist Vehse<sup>2)</sup>, dessen Sammlung aller

1) Weber in seinem „Verändertes Russland“ rühmt nur die moralischen Eigenschaften Charlotten's, z. B. II. c. 48: „die unvergleichliche, wegen ihrer ungemeinen Tugenden und grossen Eigenschaften ewig ruhmwürdige Prinzessin“. In dem „Mémoire abrégé sur la vie du Tsarew. Alexei“ (Büsching III. 195) heisst es bloss: „la sagesse, l'esprit et la vertu de cette digne Princesse“. In einem Aufsätze von Müller (Büsching XV. c. 235) werden der Prinzessin auch äussere Reize zugeschrieben: „Die Liebe zu einer reizend-schönen, klugen und wohlgesitteten Gemahlin sollte das bewirken, wozu die strengen Befehle des Vaters unkräftig zu werden schienen. Die Wahl hätte auf keine, mit besseren Eigenschaften begabte Prinzessin fallen können.“ Wahrscheinlich hat sich auch Halem desselben Urtheils bedient, wenn er in seiner Geschichte Peters des Grossen von Charlotte sagt, sie habe „alle Eigenschaften des Geistes und Körpers, die das Herz eines vorurtheilsfreien Mannes einzunehmen vermögen“.

2) Vehse, Gesch. der Höfe des Hauses Braunschweig. V. 201. „Sie war nicht schön, wie ihre Schwester (Gemahlin Karl's VI.), sondern gross und hager, und sehr von den Blattern entstellt.“ Er fügt hinzu „aber von ungemein einnehmendem Wesen.“ Diese letzten Worte hat Ustrialoff in der Uebersetzung ausgelassen.



möglichen Anekdoten und Klatschereien über die europäischen Höfe sich durch Zuverlässigkeit der Angaben nicht gerade auszeichnet. Wie wenig sich Vehse der zugänglichsten und sichersten Nachrichten über die Vermählung des Zarewitsch Alexei bediente, ersieht man unter Anderem aus seiner Erzählung von dem Uebertritte Charlottens zur griechischen Kirche noch vor der Ehe.

Nach der Carlsbader Zusammenkunft fing die Umgebung der Prinzessin an, sie als die Braut des Zarewitsch zu betrachten. Es standen aber Charlotte noch manche Kränkungen bevor. Im Juli kam die Gräfin Matweeff nach Wolfenbüttel, die erste russische Frau, die durch ihre Erscheinung allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Es ist bekannt, wie sie im Auslande durch ihre Schönheit, ihren Verstand, ihr Betragen auffiel<sup>1)</sup>; man weiss, wie stolz sie die Zumuthung zurückwies, der Gräfin Wartenberg, der Geliebten König Friedrich's I., den ersten Platz bei Hofe zu überlassen. In Wolfenbüttel trat die Gräfin Matweeff in Unterhandlung über den Abschluss und die Bedingungen des Ehekontrakts. Man kennt nicht genau die Punkte, die sie besonders hervorhob; es scheint aber, dass sie den Religionswechsel der Prinzessin und ihren ausschliesslich

1) In meinem Werke: Leibnitz <sup>in</sup> und seine Beziehungen zu Russland u. s. w. sind folgende Verse angeführt, die Leibnitz der Gräfin Matweeff widmete:

Votre soleil, Madame, est extraordinaire;  
S'étant levé d'abord dans le Septentrion  
Il a de l'Occident fait l'admiration.  
Au Batave, au Français, son brillant a sçu plaire,  
Quoiqu'à l'ordre commun sa course soit contraire.  
Votre éclat et beauté s'attirent les regards,  
Les encens, les honneurs s'offrent de toutes parts;  
L'Orient prend ici part a Votre lumière. etc. etc.



russischen Hofstaat betonte. Wie dem auch sei, als Schleinitz die Prinzessin mit ihren Forderungen bekannt machte, war sie höchlich bestürzt. Dieses ersehen wir aus einem Briefe der Oberhofmeisterin von Roo an die Herzogin Christine Luise: „Die Forderungen der russischen Botschafterin haben die Prinzessin sehr aufgeregt; glücklicherweise war sie prävenirt, sonst hätte ein ähnlicher Vorschlag sie ganz verstört, und sie wäre ausser sich gerathen; übrigens ist sie entschlossen, in nichts zu willigen, ehe sie das feste Versprechen des Zaren und des Zarewitsch hat, vollkommene Gewissensfreiheit und einen deutschen Hofstaat zu behalten. Den Brief erhielt die Prinzessin, als sie eben das Abendmahl genommen hatte; vorher, bei der Beichte, redete der Superintendent ihr lebhaft wegen der Heirath zu. Jetzt hat sie sich beruhigt und will sich bemühen, die Botschafterin gut zu empfangen. Schleinitz schrieb über den Wunsch Ew. Durchlaucht, die Prinzessin möge der Gräfin irgend ein schönes, kunstreiches Geschenk machen; da sie aber nichts derlei besitzt, rieth ich ihr, die mit Brillanten eingefassten Tabletten zu schenken, die von Imhof kommen. Meiner Meinung nach „„schickt sich kein Present anderst als von Galanterie““. Die Botschafterin muss sehr stolz auf ihre nahe Verwandtschaft mit dem Zaren sein, wenn sie es sich erlaubt, ohne seinen Befehl Dinge zu verlangen, über die er schon längst Zugeständnisse gemacht hat.“

Zu derselben Zeit fingen in den sächsischen Hofkreisen Gerüchte an umzugehen über eine andere Heirath des Zarewitsch mit der katholischen Prinzessin von Fürstenberg, Tochter des damaligen Statthalters von Sachsen<sup>1)</sup>. Schon

---

1) Der bekannte Fürst Egon von Fürstenberg, König August's Statthalter in Sachsen, gehörte zu den Kleinfürsten Deutschlands,



in Carlsbad war von diesem Plane die Rede gewesen; man meinte, die Prinzessin werde nachgiebiger sein und keinerlei Bedingungen stellen, falls man ihr nur Gewissensfreiheit zugestehe. Frau von Roo weist auf diese Gerüchte hin und auf die Wahrscheinlichkeit, dass jene Forderungen der Gräfin Matweeff nichts als ein Vorwand sein dürften, um die Heirath der Prinzessin rückgängig zu machen. Entweder liesse sich die Matweeff aus persönlichen Gründen herbei, der katholischen Sache zu dienen, oder sie wolle durch vortheilhaftere Zugeständnisse sich in der Gunst des Zaren befestigen. Sehr besorgt machte auch die Versicherung der Matweeff, die russische Nation werde es nie dulden, dass ein Deutscher die Heirathsunterhandlungen führe.

Aus den Briefen der Frau von Roo ersieht man, wie sehr die Hofdamen der Prinzessin in Torgau über die Nachrichten aus Wolfenbüttel bestürzt waren. Ihre Aufregung wuchs, als sie erfuhren, die Matweeff sei nach Dresden gegangen, wo sich eben der Zarewitsch aufhielt. Frau von Roo bat ihre Dresdener Freunde um Nachrichten und erhielt folgenden Brief: „Auf Ihre Anfrage kann ich Ihnen melden, dass der Zarewitsch sehr fleissig ist, Alles, was er unternimmt, eifrig betreibt, und selten das Haus verlässt. Um seinetwillen findet hier zwei Mal in der Woche französisches Schauspiel statt; obgleich er die Sprache nicht versteht, findet er viel Vergnügen daran. Was die Gesandtin betrifft, so war sie acht Tage hier, und während dieser Zeit erwiesen ihr Fürst Fürstenberg und die vornehmen Damen der Stadt alle möglichen Aufmerksamkeiten. Sie war ein Mal mit dem Zarewitsch in der französischen Comödie, in der Loge der Gräfin Cosel<sup>1)</sup>); auch und den Begriffen des 18. Jahrhunderts gemäss glaubte er sich mit jeder europäischen Grossmacht ebenbürtig verschwägern zu können.

1) Diese berühmte Schönheit war an den Minister von Hoym,



erschien sie mit ihm bei dem Fürsten Fürstenberg, bei Frau von Vitzthum und Frau von Hoym. Diese Frau ist ungewöhnlich klug, hat vornehme und anmuthige Manieren, und Niemand könnte sie für eine Moskowiterin halten. Sie hat lange am französischen Hofe gelebt; ihr Sohn ist in Paris geboren, und sie hat eine hübsche Tochter, die in Holland zur Welt kam. Diese beiden Kinder erregen die Verwunderung der ganzen Stadt, denn sie drücken sich mit ausserordentlicher Gewandtheit im Französischen aus und reden wie erwachsene Leute. Man behauptet, der Gesandte werde am Hofe unseres Königs bleiben; sollte es wahr sein, so dürfte die Gesandtin hier wohnen. Ich weiss nicht, ob sie sich je in irgend eine wichtige Angelegenheit gemischt hat, glaube aber, dass sie ganz dazu befähigt wäre. Der Zarewitsch scheint mir Frauen gegenüber höchst gleichgültig; obgleich es Personen giebt, die seine Aufmerksamkeit zu erregen suchen, so gelingt es ihnen nicht. Die Zukunft wird uns darüber belehren.“

Frau von Roo schickte diesen Brief der Herzogin von Blankenburg und fügte hinzu: er sei von Jemand geschrieben, der täglich den Zarewitsch besuche. (Die Unterschrift des Briefes war ausgeschnitten.) Sie theilte noch mit, eine andere Person, die aus Dresden komme, habe ihr gesagt, dass Fürstenberg offenkundig und geheim Alles in Bewegung setze, der Zarewitsch aber den jungen Fürstinnen

---

von welchem auch die Rede in unserer Erzählung ist, verheirathet. König August bestand aber auf ihrer Scheidung, gab ihr den Titel einer Gräfin von Cosel und das schriftliche Versprechen, sie nach Ableben der Königin zu heirathen und ihre Kinder zu legitimiren. Zu der Zeit, die wir beschreiben, war ihr Einfluss auf die Regierung in Sachsen sogar dem Statthalter hinderlich; bald darauf jedoch musste sie ihren Nebenbuhlerinnen weichen und den Hof verlassen.



gegenüber durchaus gleichgültig bleibe. „Obgleich Viele an dem Zustandekommen der Heirath mit der Prinzessin zweifeln,“ schrieb Frau von Roo, „so halte ich diese Zweifel für unbegründet. Die Umgebung des Zarewitsch erzählt, er habe drei Mal bei Fürstenberg gespeist und sei jedes Mal zwischen die Prinzessinnen gesetzt worden, habe aber kein Wort mit ihnen gesprochen und immer in seinen Teller geschaut. Die Gesandtin erweckt freilich einiges Misstrauen in mir; wenn sie nur nichts verdirbt, so wird Alles ein glückliches Ende nehmen.“

Die Prinzessin Charlotte war unterdessen in Torgau und wusste nichts von allen diesen Intriguen. Sie war im Gegentheil heiter und beruhigt, weil die Gräfin Matweeff bei ihrer Zusammenkunft nicht auf den Forderungen bestanden hatte, welche die Prinzessin so sehr fürchtete. Am 1. August 1710 schrieb Charlotte ihrer Mutter über den Zarewitsch, sein eingezogenes Leben und seine Studien in Dresden: „Er nimmt jetzt Tanzunterricht bei Poti, und sein französischer Lehrer ist derselbe, der dem Erbprinzen (von Sachsen) und mir Stunden gegeben hat. Er lernt auch Geographie, und man sagt, er sei fleissig; sonst höre ich nichts von ihm. Es heisst, er werde erst zur Leipziger Messe herkommen; man glaubt auch, der König und Menschikoff könnten zu derselben Zeit eintreffen. Die Gesandtin hat im Gespräch mit mir gar nicht dessen erwähnt, was sie in Salzdahl <sup>1)</sup> gesagt; übrigens war die Zeit auch zu kurz, denn unsere Unterhaltung dauerte nur eine Viertelstunde. Sie hat hier zu Mittag gespeist, aber nicht am Tische der Königin. Da sie mir nicht den „pas“ cediren kann, zog sie es vor, allein zu essen, um uns nicht zu desobligiren; die Königin liess sie mehrmals bitten, zu Tische

---

1) Ein Sommerschloss in der Nähe von Wolfenbüttel.



zu kommen, ich solle in meinem Zimmer essen — ich bat sie selbst darum — aber umsonst. Sie erbat sich als eine besondere Gnade, die Königin möge ihr erlauben, in ihrem Zimmer zu bleiben und mich zu Tische zu laden, denn man habe ihr in Wolfenbüttel so viel Liebenswürdigkeit erwiesen, dass es sich wohl schicke, Dankbarkeit zu zeigen. Herr Geist, der mit ihr speiste, erzählte mir, sie habe stehend auf die Gesundheit des Königs, der Königin, des Zarewitsch, des hiesigen Kronprinzen und auf die meinige getrunken.“

Zu dieser Zeit scheint die Prinzessin gar keine Sorge um ihre Zukunft gehabt zu haben; sie ängstet sich nur um die schwache Gesundheit ihrer Mutter und die fortwährenden Verdriesslichkeiten, die sie von ihrem Schwiegervater duldet. In Bezug darauf schrieb die Prinzessin ihrer Mutter: „So Gott will, dass die moskowitische Angelegenheit ein glückliches Ende nehmen wird, so hoffe ich mit Gottes Hülfe Ihnen einige Ruhe schaffen zu können. Sie müssen nicht länger mit bösen Menschen zusammen bleiben, die Ihrer nicht werth sind, und über die Massen Ihre Geduld und Güte missbrauchen. Gott erhalte Ihr theures Leben, und bewahre mich vor dem Unglücke, Sie zu überleben. Der blosser Gedanke daran bringt mich zur Verzweiflung. Ich höre, der Zarewitsch solle einige Male bei dem Statthalter zu Besuch gewesen sein, hat aber nie länger als bis zur Mittagsstunde bleiben wollen und ist überhaupt sehr zurückhaltend gewesen. Er liebt ganz besonders das französische Theater, ist aber immer allein in seiner Loge mit seinem Hofstaate; übrigens solle er sich auch fleissig seinen Studien widmen.“

In Dresden dauerten unterdessen die Intriguen Fürstenberg's fort. Ende August schrieb die Roo nach Wolfenbüttel, es sei zu diesem Zwecke eine grosse Jagd veranstaltet



worden, welcher der Zarewitsch beiwohnen sollte. Allein Alexei schlug die Einladung aus, und dafür, meint die Roo, müsse man dem jungen Seyverditz verpflichtet sein. „Dennoch,“ fährt sie fort, „erzählt man mir, dass die Wolfenbüttelsche Angelegenheit in grosser Gefahr schwebt, denn der Zarewitsch wird so geschickt umgarnt, auf so verschiedene Weise, dass nur durch Gottes besondere Fügung die Prinzessin den Sieg davontragen kann. Der Zarewitsch fängt an, den Frauen nachzustellen; auch giebt es Leute, die ihm darin behülflich sind und ihm zu Bekanntschaften verhelfen. Die Anhänger der Wolfenbüttelschen Interessen bedauern, dass von dieser Seite gar nichts geschehe, um den Erfolg zu fördern. Fürstenberg hat sich eines Lakaien versichert, den der Zarewitsch sehr liebt, ihm Geschenke gemacht und ihn schliesslich gefragt, ob er ihm nicht auf irgend eine Weise nützlich werden könne. Der Lakai antwortete, er habe in Russland einen Bruder, den er gern bei sich haben möchte. Der Statthalter versprach ihm sogleich einen Brief nach Russland und die nothwendigen Reisekosten, er möge nur seinen Bruder holen, er wolle ihn zu sich nehmen, für ihn sorgen und ihm die Möglichkeit geben, Alles zu lernen, was er wünsche. Der Lakai reiste auch wirklich, mit Erlaubniss des Zarewitsch und einem Briefe von Fürstenberg nach Russland. Zum Winter soll der Zarewitsch nach Bayreuth gehen, was ebenfalls schlechte Resultate nach sich ziehen dürfte.“ Es folgen Entschuldigungen der Frau von Roo an die Herzogin, ihr so viel Unangenehmes mittheilen zu müssen, die Herzogin habe ihr aber selbst befohlen, aufrichtig zu sein.

Die Fürstenbergschen Intriguen waren jedoch nicht der einzige Gegenstand der Besorgniss in der herzoglichen Familie. Eine ernstere Gefahr drohte zugleich von einer anderen Seite. Man wies darauf hin, dass die Hindernisse



von dem Zarewitsch selbst kämen, der sich nicht mit einer ausländischen Prinzessin verheirathen wolle und scheinbar in seiner Wahl schwanke, um Zeit zu gewinnen. Auch die Umgebung des Zarewitsch wurde eines Einflusses nach dieser Richtung hin verdächtigt, da sie nicht wünschte, eine Fremde auf dem russischen Throne zu sehen.

Unterdessen arbeiteten die bei der Wolfenbüttelschen Heirath betheiligten Personen eifrig an dem Abschlusse der Verhandlungen. Da die Zusammenkunft in Carlsbad zwischen dem Zarewitsch und der Prinzessin, im Juni 1710, offenbar günstig ausgefallen war, hielt sich Herzog Anton Ulrich für berechtigt, möglichst rasch den Vertrag abzuschliessen. Zu diesem Zwecke fand im Juli eine Conferenz zwischen Schleinitz und Urbich zu Eisenach statt. Wie man aus einem Briefe Urbich's an Schleinitz ersieht, war die Reise ungewöhnlich schnell veranstaltet worden, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen <sup>1)</sup>. In einem Briefe aus Eisenach versichert Urbich die Herzogin Christine Luise, der Zar fahre fort, die Wolfenbüttelsche Heirath zu wünschen. „Noch in den jüngsten Tagen,“ schreibt Urbich, „erhielt ich von unserem Hofe in ziemlich klaren und bestimmten Ausdrücken die Versicherung, der Zar sehe diese Heirath gern.“

In Eisenach beschäftigten sich Urbich und Schleinitz mit der Organisation des künftigen Hofstaates der Prinzessin, ja sogar schon mit der Wahl der Personen. In Wolfenbüttel fand man die Ernennung eines rein deutschen Hofstaates für die Prinzessin nicht genügend. In der Befürchtung, sie werde sich einsam fühlen in ihrem neuen Vater-

---

1) Brief Urbich's an Leibnitz 15. Oktober 1710. „Ce voyage là se fit tout d'un coup, sans y avoir seulement pensé, et pour Mr. Schleinitz Son Altesse l'avait envoyé expressément à Eisenach.“



lande, wünschten die fürstlichen Verwandten Charlotten's, sie möge ausser ihrer Dienerschaft auch noch eine nahe-  
stehende Persönlichkeit bei sich haben, die ihr zugleich  
vertrauter Freund und Rathgeber sein könne <sup>1)</sup>. Zu die-  
sem Zwecke hatte man eine Verwandte ausersehen, die  
unverheirathete Prinzessin von Ostfriesland. Um aber die  
Stellung der Prinzessin am russischen Hofe zu befestigen,  
erhielt Schleinitz den Auftrag, eine Heirath mit irgend einem  
russischen Grossen zu Stande zu bringen. Urbich übernahm  
es auch, diese Angelegenheit dem Zaren vorzutragen, wies  
aber schon selbst auf einen passenden Gemahl für die  
Prinzessin, einen nahen Verwandten des Zaren, den jungen  
Naryschkin, der damals 18 Jahre alt, nach Urbich's Be-  
schreibung, schön, sehr klug, ausserordentlich reich, der  
Liebling des Zaren und des ganzen Hofes war. Der Hof  
zu Wolfenbüttel hatte Schleinitz zum Ceremonienmeister der  
Prinzessin ausersehen. Urbich, der vielleicht für sich selbst  
diesen vortrefflichen Posten wünschte, war mit Schleinitzen's  
Ansprüchen unzufrieden und schrieb darüber an Leibnitz:  
„Ce cavalier prétend trop et il ne fait pas bien de faire  
tant de bruit, on le devrait cacher jusqu'à la maturité.“  
Die Indiscretion, über welche Urbich sich beklagte, erstreckte  
sich nicht allein auf die Verhandlungen in Eisenach, son-  
dern auf manche Dinge, die hätten geheim bleiben sollen.  
Man besprach sie in den öffentlichen Blättern. In Torgau  
und Dresden wusste man, dass Schleinitz die Absicht habe,  
die Prinzessin nach Moskau zu begleiten. Alles dieses  
musste zu den Ohren des Zarewitsch gelangen und unan-  
genehm auf ihn wirken. Der Zarewitsch hatte kaum die  
Prinzessin gesehen, sich selbst noch nicht entschieden,

---

1) Afin que Mme. la Czarowize ait quelque compagne dans  
ce pays là.



und schon wurde seine Vermählung laut besprochen, und fremde Leute bestimmten, ohne sein Wissen, die Bedingungen des Ehevertrags. Wie alle schwankenden Charaktere, die bei jeder unliebsamen Angelegenheit nur Zeit zu gewinnen suchen, regte diese unerbetene Einmischung den Zarewitsch sehr auf; ganz besonders musste ihn, der gar nicht an die Selbständigkeit der öffentlichen Blätter gewöhnt war, die rücksichtslose Besprechung seiner Zukunft durch unbekannte Zeitungsschreiber im höchsten Grade erzürnen.

Am 29. August schrieb die Roo an die Herzogin, dass der Zarewitsch in den Zeitungen gelesen habe, seine Vermählung mit der Prinzessin von Wolfenbüttel stehe nahe bevor; er sei darauf in heftigen Zorn gerathen und habe ausgerufen, ihm sei nichts davon bekannt, und sein Vater habe ihm vollkommen freie Wahl zu seiner Ehe gelassen.

Noch beunruhigendere Nachrichten kamen aus Dresden selbst nach Wolfenbüttel. In Bezug darauf schrieb Herzog Anton Ulrich an Urbich: „Ihre Zusammenkunft mit Schleinitz in Eisenach macht den Zarewitsch schon besorgt; er glaubt, sie hätten dort, im Auftrage des Zaren, die endgültigen Bedingungen des Ehevertrags festgestellt. Die Ursache seiner Besorgniss ist der Widerwille des russischen Volkes gegen diese Heirath, da es nunmehr in keiner Blutsverwandtschaft zu seinen Herrschern stehen wird. Die Leute, welche Einfluss auf den Prinzen ausüben, benutzen religiöse Motive, um die Sache abubrechen, oder wenigstens in die Länge zu ziehen, damit sie nicht definitiv zum Abschluss komme; sie erhalten in dem Zarewitsch eine tiefe Abneigung gegen alle Neuerungen und flößen ihm Hass gegen die Fremden ein, die, ihrer Meinung nach, sich Seiner Hoheit durch diese Ehe bemächtigen wollen. Der Zarewitsch fängt an, sehr freundlich mit Frau von Fürstenberg und der Prinzessin von Weissenfels zu thun, nicht dass ihm an



einer näheren Verbindung gelegen wäre, aber um sich den Anschein davon seinem Vater, dem Zaren, gegenüber zu geben — und das letzte Mittel zum Aufschub zu versuchen. Er soll seinen Vater um die Erlaubniss gebeten haben, noch andere Prinzessinen zu sehen, in der Hoffnung, es werde sich unterdessen eine Gelegenheit bieten, nach Moskau zu reisen, wo er den Zaren überreden könne, ihm zu gestatten, sich eine Frau aus seinem eigenen Volke zu nehmen. Sie werden ganz besonders gehasst; man meint, die Wahl einer Moskowitischen Herrscherin sei so wichtig, dass sie einem Ausländer nicht dürfe anvertraut werden. Der Zarewitsch will dem Grafen Golowkin, einem Sohne des Kanzlers, sehr wohl; dieser allein könnte die Sache wieder in's Geleise bringen; er ist der vernünftigste und klügste aller Cavaliere des Zarewitsch: dem Fürsten Trubetskoi traut mein Correspondent gar nicht. Bei ihrer Durchreise hat die Matweeff in Dresden mehreren Personen gesagt, der Zarewitsch werde nie eine Ausländerin heirathen, obgleich der Wolfenbüttelsche Hof einen guten Eindruck auf sie gemacht hat.“

Andrerseits schrieb von Roo nach Wolfenbüttel, der Zar beharre fest auf seiner Absicht. Dieses versichere der Geheimrath von Hoym, der es von seinem Schwager Vitzthum, sächsischem Gesandten am russischen Hofe, wisse. Darauf hin schreibt der Herzog an Urbich: „Ich zweifle durchaus nicht an den Absichten des Zaren; kann er aber seinen Sohn zu einer unliebsamen Heirath zwingen? und was soll aus der Prinzessin werden, wenn der Zarewitsch sie gegen seinen Willen heirathet? Könnte man nicht den Zaren auf diese feindseligen Einflüsse aufmerksam machen und ihn warnen?“

Urbich beeilte sich, dem Zaren die Briefe des Herzogs zuzustellen. Im höchsten Grade aufgeregt und empört,



antwortete er am 13. September auf die Klagen der Herzogin Christine Luise: „Ich gerieth in Verzweiflung, als ich von den Intriguen hörte, durch welche man das grosse, so glücklich begonnene Werk verhindern will. Ew. Durchlaucht ist es natürlich nicht unbekannt, dass der Zarewitsch aus Carlsbad einen für die Prinzessin höchst vortheilhaften Brief an den Zaren geschrieben hat, und dass der Zar seine Einwilligung zu dieser Ehe gegeben. Diese Einwilligung muss zweifelsohne dem Zarewitsch durch den letzten Courier überbracht worden sein und ich kann mir nicht denken, was man an dem Zarischen Hofe von seinem plötzlichen Umschlage sagen wird. Ich habe Seiner Majestät und den beiden Kanzlern die energischsten Vorstellungen gemacht, und war dabei so aufgebracht, dass ich mir vielleicht eine Ungnade zuziehen werde, denn ich habe die ganze Wahrheit geschrieben, besonders an Schafiroff, mit dem ich aufrichtiger reden kann. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Fürstenberg an der Intrigue theilnimmt; er und sein Anhang bemühen sich aber umsonst; nie wird das russische Volk es zugeben, dass eine Katholikin den russischen Thron besteige. Ich fürchte ganz besonders die Bosheit des verrückten Trubetzkoy. Vor zwei Jahren brachte er hier drei Monate zu, und ob er mich auch zehn Mal am Tage sah, wiederholte er stets: „Jo son principe“ (ich bin ein Fürst), „ma non dica ch'io son principe!“ (sagt aber nicht, dass ich ein Fürst sei) und vergass nur das Wort „matto“ (verrückt) hinzuzufügen. Dieser Trubetzkoy hasst die Deutschen des Zarewitsch wegen, der die Schwester dieses Narren geliebt hat; im vorigen Winter verheirathete sie aber der Zar mit einem anderen Fürsten. Ausserdem befindet sich in der Umgebung des Zarewitsch ein anderer Narr und Pedant, Huyssen genannt, der der verwittweten Kaiserin durch den Pater Müller versprochen hat,



der Zarewitsch werde eine Erzherzogin oder die Tochter des Prinzen Jakob Sobieski heirathen. Dieser Herr verbindet sich gewiss mit den Anderen, um uns zu schaden, da er in keiner anderen Weise es versteht sich nützlich zu machen. Ich hoffe aber, der Zar werde sie zum Gehorsam zwingen und seinen moskowitischen, eigenwilligen Bojaren nicht erlauben, das Gebiss zwischen die Zähne zu nehmen, und sich auf Reisen eine Freiheit anzumassen, die sie in ihrem Vaterlande nie geniessen würden“ <sup>1)</sup>).

Urbich vertraute der Herzogin an, er halte es für seine Pflicht, obgleich er nach so vielen Reisen eigentlich der Ruhe bedürfe, sich wieder auf den Weg zu machen, um in der Umgegend von Dresden mit dem Grafen Golowkin, den er als den vernünftigsten der Gesellschaft bezeichnet, eine geheime Unterredung zu haben. Aber noch ehe aus Petersburg irgend eine Anordnung getroffen werden konnte, um den Klagen Anton Ulrich's gerecht zu werden, und wahrscheinlich ehe Urbich nach Dresden zu seiner Unterredung mit Golowkin reiste, that der Zarewitsch einen weiteren Schritt, um sich Charlotte zu nähern — er besuchte sie in Torgau. In Carlsbad waren sie scheinbar zufällig zusammengekommen, — die Reise des Zarewitsch nach Torgau bewies aber augenscheinlich, wie sehr, trotz aller Unzufriedenheit über den Zeitungslärm, Alexei es für rathsam hielt, seine Bewerbungen fortzusetzen. Der Grund seines Handelns lag durchaus nicht im Einflusse, den seine Umgebung hätte ausüben können, sondern in der Macht der Verhältnisse, die er selbst so richtig in einem Briefe

---

1) An demselben Tage schrieb Urbich an Leibnitz: „L'affaire du mariage, qui a été si bien négociée, semble vouloir se reculer par la malice de certaines gens; néanmoins, comme le Czar le veut, j'espère que les autres seront obligés d'obéir.“



an seinen Beichtvater, Jakob Ignatieff, bezeichnet. Es war ihm wohlbekannt, dass „der Vater ihn nicht mit einer Russin, aber mit einer Ausländerin, „„welche ich mag““, verheirathen wolle,“ und ihm schien die Prinzessin Charlotte ein gutes Geschöpf, „„wie ich hier kein besseres finden könnte““.

Am 19. September schrieb die Prinzessin ihrer Mutter aus Torgau, man erwarte den Zarewitsch „übermorgen Abends“. „Er kömmt auf dem Schiffe der Königin, bleibt aber wohl nicht lange in Torgau, da er auch Lichtenberg und Wittenberg besuchen möchte“. Die Prinzessin versprach, sich den Befehlen ihrer Mutter in Bezug auf den Zarewitsch gehorsam zu erweisen. „Ich werde mich mit Freuden dem Willen Gottes fügen, besonders weil ich hoffe, Ihnen dadurch nützlich zu werden — und soll mein Schicksal sich wirklich entscheiden, so wünschte ich, es geschehe bald, um das endlose Hin- und Herreden einmal los zu werden.“

Acht Tage später entschuldigt sich die Prinzessin bei ihrer Mutter über das Versäumen einer Postgelegenheit, „weil der Zarewitsch angekommen ist“. Charlotte schreibt von sich selbst, sie habe die ganze Zeit hindurch das Zimmer der Königin nicht verlassen. Ueber den Zarewitsch theilt die Prinzessin mit, er habe zufrieden geschienen und sei bei guter Laune gewesen. „Er ist täglich auf die Jagd mit dem Erbprinzen gegangen, und man sollte meinen, die Freundschaft der Väter werde sich auf die Söhne vererben, denn sie beweisen einander grosse Zuneigung. Der Zarewitsch hat sich in seinem Betragen zu seinem Vortheil verändert, aber das Gesicht ist hagerer und gelber geworden. Alle Tage hat er bei der Königin zu Mittag und zu Abend gespeist, mit Ausnahme eines einzigen Tages, den er von früh bis spät auf der Jagd zubrachte. Gegen mich war er, wie in Carlsbad, sehr höflich, — seine Herren auch.



Er hat mir aber nichts Besonderes gesagt, und scheint überhaupt gegen alle Frauen vollkommen gleichgültig. Es ist noch unbestimmt, ob er zu dem Statthalter reist oder nicht. Ich setze voraus, er wird nicht reisen, da so wenig Zeit bis zur Messe übrig bleibt. Der Zarewitsch kömmt in zwei Wochen zum Fischfang hieher zurück.“

Nach Torgau zurückgekehrt, entschloss sich der Zarewitsch, den entscheidenden Schritt zu thun, und bat bei der Königin um die Hand der Prinzessin. Leider befindet sich in der Sammlung von Charlotten's Briefen nicht der Brief, in welchem sie ihre Unterhaltung mit dem Zarewitsch beschreibt und ihre Empfindungen in diesem wichtigen Augenblicke ausspricht. Aus anderen Quellen ersieht man, das junge Mädchen sei ausserordentlich erfreut gewesen über den Abschluss einer Verbindung, welche von all ihren Verwandten so sehr gewünscht wurde. Sie war erregt, gerührt durch die ihr erwiesene Ehre und ganz bereit, sich an ihren Verlobten zu schliessen.

Graf Golowkin begab sich sogleich im Auftrage des Zarewitsch nach Wolfenbüttel, um die Einwilligung des Grossvaters und der Eltern der Braut zu erbitten. Dort herrschte allgemeines Entzücken. Am 9. November schrieb die Herzogin Christine Luise an Urbich: „Die Befürchtungen, die wir hegten, und wohl nicht ohne Grund, sind plötzlich gehoben worden, zu einer Zeit, als man es am wenigsten erwarten durfte, wie sich Wolken zerstreuen, die die Sonnenstrahlen verdunkeln; — der Himmel wurde klar, da wir noch Ungewitter besorgten. Der Zarewitsch hat sich der Königin von Polen und dann meiner Tochter in der höflichsten und angenehmsten Weise erklärt. Meine Tochter Charlotte versichert mir, der Zarewitsch habe sich sehr zu seinem Vorthail verändert, er zeige sich klug, benehme sich mit lebenswürdigem Anstande, und sei voll



edler Gesinnung; sie fühlt sich glücklich und sehr geschmeichelt durch die Wahl des Zaren und des Zarewitsch. Mir bleibt nur zu wünschen übrig, ein so schöner Anfang möge ein gesegnetes Ende nehmen, ehe die Sache sich verschleppt. Ich bin überzeugt, dass alles dieses Sie erfreuen wird, da Sie so lebhaft die Heirath wünschten; mein Gemahl und ich, wir sind stolz auf eine Tochter, die uns eine solche Ehre bringt.“

Der Herzog seinerseits gab seiner Tochter guten Rath und väterliche Lehren. Für die Ermahnungen dankend schrieb die Prinzessin: „Ich bin überzeugt, der Zarewitsch wird Ihnen Ehrfurcht und Freundschaft beweisen; wenn er das nicht thäte, könnte ich glauben, er hasse mich, anstatt mich zu lieben, denn ich werde alle diejenigen für meine Feinde halten, die Ew. Durchlaucht nicht zugethan sind. Könnte ich je hoffen, Sie und meine Frau Mutter in Russland zu sehen, so würde ich mich unbeschreiblich glücklich schätzen. Graf Golowkin findet keine Worte, um seine Zufriedenheit über die ihm in Wolfenbüttel erwiesene Lebenswürdigkeit auszudrücken. Er zeigt mit grosser Befriedigung das Geschenk, das er von Ew. Durchlaucht erhalten hat.“

Der Zarewitsch blieb nicht lange in Torgau bei seiner Braut, sondern kehrte zu seinem einsamen Leben und seinen Beschäftigungen nach Dresden zurück. Auch seine Braut betrieb während dieser Zeit mit grossem Eifer ihre Studien, besonders Sprachstudien. Wie man aus ihren Briefen ersieht, verstand sie ziemlich gut das Französische, obgleich sie unrichtig schrieb und häufig in deutsche Satzwendungen und Fehler verfiel. Sie lernte lateinisch und italienisch. Interessante Détails über ihre Beschäftigungen finden wir in einem Briefe an ihre Mutter vom 24. November. Sie entschuldigt sich der orthographischen Fehler



wegen und rechtfertigt sie durch Eile, auch dadurch, dass sie eben angefangen habe, lateinisch zu schreiben. „Das verwirrt mich ein wenig; nächstens will ich dem Herzog einen lateinischen Brief schreiben. Sobald ich nach Dresden zurückgekehrt bin, will ich wieder die Laute spielen und Italienisch lernen; ich verstehe es schon ganz gut, da mir das Lateinische geläufig ist. Ich habe dem Fürsten Trubetzkoy versprochen, mich mit dem Italienischen zu beschäftigen, um mich mit ihm in dieser Sprache zu unterhalten. Das Studium des Lateinischen interessirt mich sehr und gewährt mir soviel Vergnügen, dass ich Tag und Nacht hinter meinen Büchern sitze. Wie schade, dass ich nicht denselben Eifer vor einigen Jahren empfand. Wie viel mehr würde ich wissen! Ich will mich aber bemühen, die verlorene Zeit einzuholen.“

Die Verwandten der Prinzessin begannen nun, sich mit der Ernennung ihres künftigen Hofstaates zu beschäftigen; leider fielen die Wahlen, wie wir später sehen werden, nicht glücklich aus.

In einem ihrer Briefe dankt die Prinzessin ihrer Mutter für die Empfehlung eines Frl. von Witzleben, und fügt hinzu, sie müsse durchaus nach Russland nur bescheidene und stille Hofdamen mitnehmen, da die einheimischen Frauen ein ganz abgeschlossenes Leben führten, und eine Ausländerin leicht zu Klatschereien Anlass geben könne.

Seit die Prinzessin mit dem Zarewitsch verlobt war, fing sie an, eine Veränderung in dem Betragen der Damen ihrer Umgebung zu bemerken. Von ihrer Oberhofmeisterin von Roo schrieb sie, dass sie lange nicht mehr so hochmüthig sei wie sonst; bisweilen habe sie noch Launen, die aber schnell vergingen. Bald darauf kehrte die Prinzessin nach Dresden zurück. Ihre Briefe vom Winter 1710—11 enthalten wenig Interessantes. Ihr Vater kränkelte damals



viel und ihre Briefe sind eigentlich nichts als der Ausdruck kindlicher Besorgniss und Zärtlichkeit. Unterdessen kam die officiële Einwilligung des Zaren zur Heirath seines Sohnes an, und am 21. Januar 1711 benachrichtigte der Zarewitsch die Eltern seiner Braut davon in einem eigenhändigen Briefe. Mit diesem Briefe beginnt zwischen dem Zarewitsch und seinen künftigen Verwandten eine Correspondenz, die übrigens kaum etwas Anderes als die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln enthält. Die Briefe sind in deutscher Sprache verfasst, und augenscheinlich von fremder Hand; von Zeit zu Zeit hat der Zarewitsch sie abgeschrieben, mit krummen und unzusammenhängenden Buchstaben, auf mit Bleistift liniirtem Papier. In einem dieser Briefe dankt der Zarewitsch dem Herzoge dafür, dass er ihm die Ehre erwiesen habe, sein Portrait in seinem Cabinet aufzuhängen, „wo gewiss die besten Bilder hängen“; er versichert seinem künftigen Schwiegervater, es gäbe wohl auf der Welt keinen Maler, der den richtigen Ausdruck der Ehrfurcht und Achtung wiedergeben könne, die der Zarewitsch für den Herzog hege. Er verspricht hierauf, ein besseres, ähnlicheres Bild zu schicken, sobald er dazu einen tüchtigen Künstler gefunden habe. Anfangs Mai ging der Zarewitsch mit seiner Suite nach Wolfenbüttel; die Herzogin schrieb der Prinzessin-Braut, seit der Ankunft des Zarewitsch befinde sich der Vater besser, und er behaupte, seine Genesung diesem Besuche zu verdanken. Die Prinzessin antwortet darauf, sie bitte inständig, ihren Bräutigam in Wolfenbüttel festzuhalten, bis sie selbst das Glück haben könne, Zeugin der Freude des Zarewitsch zu sein. Die Reise des Zarewitsch nach Wolfenbüttel hatte nicht allein zum Zweck, sich den Eltern seiner Braut vorzustellen; er sollte auch persönlich, im Auftrage des Zaren, an dem Abschlusse des Ehekontrakts theilnehmen. Das Projekt



der Ehepakten, von Urbich und Schleinitz in Eisenach entworfen, war dem Zaren zugeschickt und von ihm bestätigt worden (am 19. April 1711, in dem Städtchen Jaworowo in Galizien), aber mit bedeutenden Aenderungen. Ausserdem sollte der Zarewitsch in Wolfenbüttel versuchen, die Verwandten der Prinzessin dazu zu bewegen, die jährliche Rente zu vermindern, die nach Vollziehung der Ehe für die Prinzessin und ihren Hofstaat ausbedungen worden war.

Der Ehekontrakt war sehr ausführlich und bestand aus 17 Punkten. Er fing damit an, dass der alte Herzog von Wolfenbüttel und die Eltern der Prinzessin in ihrem Namen versprachen, sie werde ihrem Gemahle gegenüber sich mit der pflichtschuldigen Achtung, Treue und Liebe betragen, auch dem Zaren alle Ehrerbietung erweisen u. s. w. Darauf wurde festgestellt, dass Anton Ulrich seiner Gross-tochter dieselbe Mitgift geben werde, als ihrer älteren Schwester, der Königin von Spanien, d. h. 20,000 Thaler. Diese Summe strich der Zar in dem von ihm unterzeichneten Exemplare der Ehepakten aus. Auf der anderen Seite versprach der Zar für sich, für seinen Sohn und für seine Nachfolger auf dem russischen Throne, dass die Prinzessin in Russland eine ihres Ranges würdige Stellung einnehmen solle, wie alle übrigen europäischen Kaiserinnen und Königinnen. In diesem Paragraph war eingeschaltet, der Zarewitsch werde durch Gottes Rath mit der Prinzessin „eine gesegnete Ehe und Regierung führen“; Peter liess in seinem Exemplare das Wort Regierung aus.

Zur Gewährleistung und Ausführung dieser allgemeinen Bestimmung wurden folgende Punkte festgesetzt: Der Zar verpflichtete sich, die Prinzessin und ihren Hof auf seine Kosten von Wolfenbüttel nach Russland überzusiedeln. Zu diesem Zwecke versprach er, sechs Wochen vor der Abreise der Prinzessin 10,000 Thaler auszuzahlen; alle Mitglieder



ihres Hofstaates sollten überdem ein halbes Jahrgehalt vorausgezahlt bekommen; diese letzte Bedingung verwarf aber der Zar.

Der Zar stellte der Prinzessin und ihrem Hofstaate anheim, bis zum Ende ihres Lebens in dem evangelischen Bekenntnisse zu verbleiben. Diesen Punkt ergänzte der Zar durch die Worte: „falls sie es wünscht“. Dem Projekte gemäss musste der Zar versprechen, in Bezug auf den Glauben die Prinzessin vor jeglicher Ueberredung, geschweige denn vor Zwang, zu schützen, besonders von Seiten des griechischen Patriarchen und der ihm untergebenen Geistlichkeit. Die letzten Worte wurden von dem Zaren folgendermassen abgeändert: „von welcher Seite es auch sei, ob geistlich oder weltlich“.

Ein besonderer, ziemlich umständlicher Paragraph bezog sich auf die Personen, die den Hofstaat der Prinzessin bilden sollten, auf ihre Pflichten, ihr Betragen und die Jurisdiktion, der sie untergeben sein würden. Zu diesem Paragraphen machte der Zar den Zusatz: jede künftige Aenderung im Hofstaate solle nicht ohne Einwilligung des Zarewitsch stattfinden.

Der Entwurf des Ehekontrakts sicherte der Prinzessin zum Unterhalte ihres Hofes, ihres Tisches und ihres Stalles, die erste Einrichtung nicht eingerechnet, eine jährliche Rente von 100,000 Thalern. Ausserdem sollte eine bestimmte Quantität von Lebensmitteln in Natura für die Küche geliefert werden, als Vieh, Geflügel, Wild, Fische, Weine, Gewürze, Holz u. s. w. Auch Heu und Hafer für den Stall. Das Geld sollte in dreimonatlichen Raten vorausgezahlt werden, aus einer von dem Zaren zu bestimmen den Rentei und ohne jedesmalige höhere Bewilligung; die Lebensmittel sollten auf jedesmalige besondere Forderung geliefert werden. Nach Beendigung des Krieges sollte, so



hiess es im Entwurfe, der Zar die Einkünfte seiner Schwiegertochter erhöhen, wie seine väterliche Zuneigung es ihm eingeben würde. Dieser Punkt erfuhr ganz besondere Veränderungen. Der Zar verringerte die jährliche Rente bis auf 50,000 Thaler, und versprach Lieferungen von Holz und Fourage; die Lebensmittel sollten aus den Gütern bezogen werden, welche der Zar zu diesem Zwecke der Prinzessin anweisen wollte. Den Paragraphen, in welchem von Erhöhung der Einkünfte der Prinzessin nach dem Kriege die Rede war, strich der Zar ganz und gar.

Weiter war in dem Entwurfe stipulirt, der Zarewitsch solle der Sitte und dem Beispiele des Königs von Spanien gemäss der Prinzessin nach Abschluss des Ehekontrakts ein Geschenk von 25,000 Thalern machen, als ihr vollkommenes Eigenthum, zum Ankauf kostbarer Steine und Kleinodien. Der Zar ersetzte den Ausdruck: „nach Abschluss des Ehekontrakts“ durch die Worte: „nach Vollziehung der Ehe“.

Der eilfte Paragraph betraf das Jahreseinkommen, welches der Zar der Prinzessin im Fall ihres Witthums aussetzen hatte. In dem Entwurfe zu den Ehepakten war es auf 100,000 Thalern angesetzt. Einem Versprechen gemäss, das Peter der Grosse schon im Juni 1707 gegeben, „das Dotalitium in Deutschland zu constituiren“, wurde der Wunsch ausgesprochen, Peter möge der Prinzessin irgend ein Fürstenthum oder sonst eine bedeutende Besitzung in Deutschland kaufen, oder aber ein entsprechendes Capital in der Bank von Hamburg oder Amsterdam niederlegen. Im Fall dieses sich unmöglich erwiese vor Abschluss des Friedens, sollte Peter in Russland selbst irgend einen Bezirk, z. B. den von Jaroslaw, als Hypothek zur Sicherstellung des Witthums anweisen, und die Verwaltung dieses Bezirks verpflichten, der Prinzessin die ausgemachte



Summe zu zahlen. Der Zar sagte sich nicht von dem Versprechen los, eine Besitzung in Deutschland für die Prinzessin zu kaufen; er liess aber in dem von ihm unterzeichneten Exemplare der Ehepakten die Höhe der Rente unbestimmt. Dem Zarewitsch schieb er, bis auf 50,000 Thaler sei er Willens zu geben, trage ihm aber auf, wo möglich von den Verwandten der Prinzessin eine Ermässigung dieser Summe zu erlangen. Der Prinzessin wurde freigestellt, nach dem Ableben ihres Gemahls entweder in Russland zu bleiben oder nach Deutschland zurückzukehren. In diesem letzten Falle durfte die Prinzessin sowohl als ihr Hofstaat ihr Eigenthum, beides, ererbtes und wohl erworbenes, ganz ohne Abzug und Sporteln, mit ins Ausland nehmen.

Hinsichtlich der Erziehung der Kinder beanspruchte der Entwurf des Ehekontrakts, dass sie der Aufsicht und Leitung ihrer Mutter bis zum 12. Jahre anvertraut bleiben sollten, unter der Bedingung, dass die Prinzessin einige russische Lehrer anstelle, die sie im orthodoxen Glaubensbekenntniss und den russischen Gebräuchen zu unterrichten hätten. Der Zar ersetzte diesen Paragraphen durch einen anderen, in welchem er verlangte, dass ihm die Erziehung der Kinder anheimgestellt werde, mit Einwilligung des Zarewitsch und der Prinzessin.

Der Ehekontrakt schloss mit der Renunciation der Prinzessin auf die braunschweigische Erbfolge zu Gunsten der männlichen Linie, und wurde von dem Zaren bestätigt, mit dem Versprechen, dem Wolfenbüttelschen Hause jeglichen Schutz und alles Wohlwollen angedeihen zu lassen, besonders nach Abschluss des Friedens, und dieses Wohlwollen auch auf das verwandte österreichische Haus auszudehnen. Von Seiten des Wolfenbüttelschen Hauses erfolgte das Versprechen, diese freundschaftliche Gesinnung durch Wort und That zu verdienen. Diesem Vertrage war



ein Register der Titel und Aemter beigelegt, welche den Hofstaat der künftigen Kronprinzessin bilden sollten. Im Ganzen bestand er aus 116 Personen, von denen 37 weiblichen und 39 männlichen Geschlechts. An der Spitze des weiblichen Hofstaats stand eine Oberhofmeisterin; darauf kamen: eine erste Hofdame und dann noch sechs Palast- oder Hofdamen. Als neunte Ehrendame wurde Frau von Roo, Charlottens frühere Oberhofmeisterin, ohne besonderen Titel, im Register aufgeführt. Die übrigen Frauen gehörten nicht zum eigentlichen Hofstaate, sondern zur Klasse der Hofdienerschaft. Wir finden unter ihnen eine Kammerfrau und drei Kammerjungfern, eine Leibwäscherin und eine gewöhnliche Wäscherin, eine Hebamme, elf „Mädgen“ für die Hofdamen und eine Menge anderer weiblicher Dienstboten, unter ganz besonderen Namen, als: „Nebemädgen, Küchenmädgen, Jungfernmädgen, Extramädgen“. Der männliche Hofstaat zerfiel in drei Abtheilungen: an der Spitze der ersten stand der Oberhofmeister, dann kam der Oberstallmeister, zwei Kammerherren, vier Kammerjunger, ein Rath, ein Pastor nebst Kaplan und Küster, ein Arzt, ein Sekretair, ein Hofmeister und Lehrer für die Pagen, ein Küchenmeister, zwei Kammerdiener, ein Mundschenk, ein Hoffourrier, ein Apotheker, zwei Schreiber, einige Köche, Zuckerbäcker, Bäcker und Schneider. Zu der zweiten Abtheilung gehörten sechs Pagen, und sechszehn Lakaien für den Hofstaat. Zu der dritten zählte man alle Stall- und Equipagenbeamten: Kutscher, Vorreiter, Hufschmiede, Sattler u. a. m., auch einige Courriere.

In Wolfenbüttel war man nicht wenig betreten durch die Aenderungen, die der Zar an dem Entwurfe des Ehekontrakts gemacht hatte. Herzog Anton Ulrich berief am 31. Mai 1711 einen geheimen Rath zusammen, um diese Angelegenheit zu begutachten. Die Mitglieder des geheimen



Raths : Kanzler Probst von Wendhausen, der Oberhofmarschall und die Geheimräthe von Lüdecke und Baron von Imhof erklärten, da der Zar den Vertrag schon unterschrieben habe, sei es unhöflich, ihm denselben zurückzuschicken; es wurde also beschlossen, auch von Wolfenbüttelscher Seite den Vertrag zu unterschreiben; über die Aenderungen aber eine besondere Vorstellung zu machen und Erklärungen von dem Zarewitsch zu verlangen.

Der Zarewitsch Alexei gab in derselben Sitzung folgende Erklärungen: Die Summe der Mitgift, welche die Prinzessin von ihrem Grossvater erhalten werde, sei von dem Zaren ausgestrichen worden, um dem Herzog von Wolfenbüttel freie Hand zu lassen. Uebrigens wünsche freilich der Zar, die Mitgift der Prinzessin möge derjenigen entsprechen, die die Königin von Spanien erhalten. Die zum Ankauf der nothwendigen Reiseequipagen zur Uebersiedelung nach Russland verlangten zehntausend Thaler wolle der Zar nicht zugestehen, weil es Sitte sei, die nothwendigen Equipagen der Braut in ihrer Ausstattung mitzugeben; die Kosten der Reise selbst übernehme aber der Zar.

Die jährliche Rente von zehntausend Thalern zum Unterhalte des Hofes sei auf die Hälfte reducirt, weil in Moskau das Leben bedeutend billiger sei; überdem hänge es ja von der Prinzessin ab, die entsprechenden Einschränkungen in ihrem Hofstaate zu treffen. In Bezug auf die anzuweisenden Güter versprach der Zarewitsch, ihre Einkünfte würden den Werth der nothwendigen Lebensmittel übersteigen, damit man von dem Ueberschusse diejenigen Dinge kaufen könne, die in Russland nicht in Natura zu haben seien, als: Weine, Gewürze u. s. w.

Das Versprechen, nach Abschluss des Friedens die Einkünfte der Prinzessin zu erhöhen, habe der Zar nicht genehmigt, weil er keine Verpflichtung dieser Art zu über-



nehmen gedenke, sie aber seiner Grossmuth anheimgestellt wissen wolle.

Die Summe zum Ankauf von Brillanten habe der Zar freilich verweigert, verspreche jedoch, dem Zarewitsch das Geld in möglichst kurzer Frist zu schicken.

Das Witthum endlich wurde mit der Einwilligung des Zarewitsch auf eine Rente von fünfzigtausend Thalern festgestellt.

Als die Mutter der Prinzessin in der Sitzung erschien, wiederholte ihr der Zarewitsch seine Erklärungen und fügte hinzu, seine Instructionen lauteten sehr bestimmt; er schloss damit, der Zar werde sich durchaus keine weiteren Aenderungen gefallen lassen, selbst wenn darüber die ganze Sache auseinandergehe. Nun entschloss man sich von Wolfenbüttelscher Seite, die Ehepakten zu unterzeichnen, wofür der Zarewitsch dem Herzog Anton Ulrich und der Herzogin Luise seinen Dank aussprach. Darauf führte die Herzogin dem Zarewitsch die Prinzessin zu, und das Brautpaar empfing die Glückwünsche der Anwesenden. Alles, was in der Sitzung besprochen worden, wurde zu Protokoll genommen. Der Zarewitsch seinerseits schrieb seinem Vater über diese Verhandlungen: „Deinem Befehl gemäss, gnädigster Herr, habe ich mein Mögliches gethan, um die jährliche Rente meiner Braut auf vierzigtausend Thaler zu beschränken; sie gingen aber nicht darauf ein und wollten mehr; so viel Mühe ich mir auch gab, ich konnte sie nicht dazu bewegen, weniger als fünfzigtausend zu nehmen. Da Du mir aber in demselben Briefe befehlst, falls sie nicht auf vierzigtausend eingehen, bis auf fünfzigtausend zu steigen, so habe ich sie, trotz grosser Schwierigkeiten, dahin gebracht, sich mit dieser Summe zufrieden zu erklären, und habe die Ziffer 50,000 an dem leeren Platz im Kontrakte geschrieben. Dass aber meiner Braut, falls ich stürbe, und



sie dann nicht in unserem Lande bleiben wollte, eine geringere Rente zu bewilligen sei, davon wollten sie durchaus nichts hören und baten, die nach meinem Tode zu zahlende Summe möge sich gleich bleiben, sowohl in Moskau als auch ausserhalb unseres Reiches; so viel Mühe ich mir gab, weniger zu bewilligen, ich konnte nichts erlangen, und Deinem Befehle gemäss, (falls sie darauf bestünden, die gleiche Summe zuzugestehen,) schrieb ich auch in den Traktat die nämliche Summe, und nachdem dieses geschehen, unterzeichnete ich, und sie gaben auch ihre Unterschrift, und so ist, mit Gottes Hülfe, diese Sache beendet worden. Einen Ring konnte ich hier nicht finden, daher musste ich nach Dresden und an andere Orte schicken“<sup>1)</sup>).

Unterdessen hatte Peter seinen Feldzug an den Pruth unternommen. Er erwartete mit Ungeduld die Nachricht von dem Abschlusse des Vertrags. Am 10. Mai schrieb er dem Herzog aus Jaworowo, er habe den unterzeichneten Ehekontrakt dem Zarewitsch geschickt, und hoffe, Anton Ulrich werde auch seinerseits den Vertrag ohne Säumen unterzeichnen und die Verlobung seine Grosstochter feiern. Einige Tage später erschien Herr von Schleinitz im Auftrage Anton Ulrich's in Jaworowo, wo sich Peter damals aufhielt, um von dem Zaren einige Concessionen in Bezug auf den Ehekontrakt zu erlangen. Peter sah aber diese Angelegenheit als erledigt an, und in seiner Antwort vom 30. Mai begnügte er sich mit der Voraussetzung, Herr von Schleinitz werde gewiss bei seiner Ankunft in Wolfenbüttel die Verlobung schon vollzogen finden. In demselben Briefe zeigt er dem Herzog an, Schleinitz habe sich entschlossen, in russische Dienste zu treten, und sobald er die Einwilli-

---

1) Solowieff. B. XVII. Pag. 143.



gung des Herzogs erhalte, wolle er ihn zu seinem Gesandten an den welfischen Höfen ernennen.

Kurz darauf kam auch wirklich ein Courier aus Wolfenbüttel an, mit den unterzeichneten Ehepakten, noch ehe Schleinitz Jaworowo verlassen. Er erzählt in seinen Berichten, wie Peter die Nachricht von dem Abschlusse des Vertrags aufgenommen habe. Wir wollen denselben einige interessante Détails über seinen Aufenthalt im kaiserlichen Lager zu Jaworowo und Peter's Persönlichkeit entlehnen.

Am 5. Juni n. St. gegen Mittag liess Golowkin durch einen deutschen Offizier Schleinitz sagen, der Zar wolle ihm in Golowkin's Hause eine Audienz ertheilen. Schleinitz begab sich sofort dahin; der Zar hatte sich gerade mit dem Kron-Hetman, Golowkin und Schafiroff eingeschlossen; eine Viertelstunde später trat derselbe aus dem Cabinete heraus, und Golowkin stellte ihm den Wolfenbüttelschen Gesandten vor. Als Schleinitz seine Rede begann, rief Peter Schafiroff herbei, der als Dolmetscher dienen sollte, hörte aber selbst sehr aufmerksam zu. Das Zimmer war nicht gross und ganz angefüllt von polnischen Magnaten und vornehmen Ausländern. „Die polnische Rücksichtslosigkeit und die Neugierde aller Anwesenden war so gross,“ schreibt Schleinitz, „dass wir förmlich gedrängt wurden, und ich hatte kaum ein paar Worte gesagt, als ich schon hart vor dem Monarchen stand.“

„Am nächsten Tage, um 4 Uhr,“ fährt Schleinitz fort, „liess der Zar mich wieder rufen. Ich wusste, dass ich ihn im Zimmer der Zarin finden würde, und ihn sehr dadurch erfreuen könnte, dass ich der Zarin zur Bekanntmachung ihrer Ehe Glück wünschte. Nach den Demonstrationen, die in Bezug darauf von dem Könige von Polen und dem Erbprinzen geschehen waren, glaubte ich nichts Unpassendes zu thun; auch wusste ich, dass die polnischen



Minister der Zarin den Titel Majestät gaben<sup>1)</sup>. Sobald ich ins Zimmer trat, wandte ich mich sofort zur Zarin, ohne die Anwesenheit des Zaren zu berücksichtigen, gratulirte ihr im Namen Ew. Durchlaucht zu der Bekanntmachung ihrer Ehe, und empfahl die Prinzessin ihrem Wohlwollen und ihrer Freundschaft.“ Die Zarin bat Schleinitz, dem Herzog ihre Erkenntlichkeit auszudrücken, und sagte, sie wünsche herzlich, die Prinzessin bald sehen und umarmen zu dürfen; auch wolle sie ihr immer Wohlwollen und Freundschaft erweisen. Darauf erkundigte sich die Zarin bei Schleinitz nach der Ankunft des Zarewitsch in Wolfenbüttel, frug, was er daselbst treibe und wie er sich dort gefiele. Auch wollte sie wissen, ob der Zarewitsch wirklich so verliebt in die Prinzessin sei, als man es behauptete. Schleinitz antwortete, es herrsche zwischen ihnen eine grosse Eintracht und Herzensneigung; dieses sei die erste Bedingung des Glückes in der Ehe, finde sich aber selten bei Heirathen zwischen fürstlichen Personen, die meistens nicht aus eigener Wahl, sondern aus politischen Rücksichten geschlossen werden. Er versicherte, der Zarewitsch harre seiner Rückkehr mit Ungeduld, um durch endgültige Bestätigung des Ehevertrages seines Glückes ganz sicher zu sein.

Während Schleinitz mit Catharina sprach, untersuchte der Zar mathematische Instrumente, die er in Händen hielt, und betrachtete Belagerungspläne verschiedener Städte, die auf dem Tische lagen. Als er hörte, dass Catharina von

---

1) Ehe Peter den Pruthfeldzug unternahm, „auf einen unbekannten Ausgang hin“, gab er Catharina Alexeiewna seine „Parole“ und daher behandelten August und die polnischen Grossen sie schon in Jaworowo als Zarin. Solowieff, B. XVI. Pag. 75.



dem Zarewitsch sprach, näherte er sich, ohne jedoch an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

„Man hatte mich prävenirt“, schreibt Schleinitz, „ich solle, da der Zar mich noch nicht genug kenne, immer zuerst das Wort an ihn richten. Ich entschloss mich daher, ihm zu sagen, Ihre Majestät die Zarin habe mich eben gefragt, ob der Zarewitsch sehr verliebt in die Prinzessin sei. Ich versicherte den Zaren, der Zarewitsch erwarte mit Ungeduld die Einwilligung seines Vaters, um sich vollkommen glücklich zu fühlen. Der Zar antwortete durch einen Dolmetscher, (ein Hauptmann seiner Garde, Russe von Geburt, der aber gut deutsch spricht und einer seiner Lieblinge ist,) wörtlich das Folgende: „Ich möchte nicht das „Glück meines Sohnes verzögern, möchte aber auch nicht „meine eigene Freude aufgeben. Er ist mein einziger „Sohn und ich wäre gern, nach beendetem Feldzuge, bei „seiner Vermählung zugegen. Die Vermählung wird in „Braunschweig stattfinden.“

Schleinitz erwiederte, der Herzog Anton Ulrich werde sich höchst glücklich schätzen, Seine Majestät bei der Vermählung zu sehen, und beschwor den Zaren, diese seine Absicht auszuführen. Peter bemerkte, er sei in diesem Falle nicht sein eigener Herr, da er es mit einem starken, in seinen Bewegungen äusserst raschen Feinde zu thun habe; übrigens wolle er sich bemühen, seine Pläne auszuführen, und da er im Spätherbst durchaus die Carlsbader Quellen besuchen müsse, werde er von dort aus nach Wolfenbüttel gehen. Schleinitz dankte dem Zaren und glaubte, es sei angezeigt, von den „grossen und schönen Eigenschaften des Zarewitsch“ zu sprechen. Peter bemerkte dem Gesandten, seine Worte seien ihm sehr angenehm, er halte aber all das Lob für übertrieben. Schleinitz versicherte das Gegentheil, aber Peter wendete das Ge-



sprach auf andere Dinge und sagte, er erwarte mit Ungeduld den Augenblick, wo er die Prinzessin sehen werde. Golowkin und Schafiroff traten ein. Peter ging mit ihnen in sein Arbeitszimmer, Schleinitz blieb bei Catharina und setzte die Unterhaltung mit ihr fort.

Am 9. Juni, nach Mittag, liess Peter Herrn von Schleinitz sagen, er wünsche ihn bei Golowkin zu sprechen. Der Gesandte fand den Zaren umgeben von Golowkin, Schafiroff und Dolgorouky. Als er eintrat, sagte ihm Peter auf deutsch: „Ich kann ihnen eine vortreffliche Nachricht mittheilen,“ und wies dabei auf den, vor einer halben Stunde aus Wolfenbüttel angelangten Courier. „Durch diesen Courier,“ sprach der Zar, „habe ich den von Ihrem Herren, dem Herzoge, unterzeichneten Ehevertrag erhalten.“ Schleinitz brachte dem Zaren seine Glückwünsche dar und küsste ihm die Hand. Peter küsste ihn drei Mal auf beide Wangen und auf den Kopf, ging dann in das Cabinet des Grafen Golowkin, nahm den Ehekontrakt vom Tisch und zeigte Schleinitz die Unterschrift des Herzogs Anton Ulrich und der Eltern der Prinzessin. Schleinitz bat den Zaren, diesen Vertrag als einen sicheren Beweis der unwandelbaren Freundschaft des Herzogs Anton Ulrich und des ganzen Wolfenbüttelschen Hauses anzusehen, bis ihn der Herzog durch ein lebendiges, und für ihn unschätzbares Pfand ersetze. Peter umarmte noch ein Mal den Gesandten, liess eine Flasche Ungarwein bringen, füllte zwei kleine Gläser und stiess mit Schleinitz auf die glückliche Vollziehung des Ehevertrags an.

Schleinitz blieb länger als eine Stunde bei Peter, der bei ausgezeichneter Laune war, die ganze Zeit über deutsch sprach, ohne sich eines Dolmetschers zu bedienen, und nebenher mit seinen Ministern über alle möglichen Geschäfte verhandelte. Schafiroff hatte durch denselben Courier von



dem Zarewitsch einen Brief erhalten, den er nun aufbrach. Der Zarewitsch bat darin Schafiroff, soviel an ihm liege, den Tag der Hochzeit zu beschleunigen. Schafiroff theilte Schleinitz den Brief mit, und rieth ihm, die Einwilligung des Zaren zu erbitten — er wolle ihn in dieser Frage unterstützen. Peter beharrte aber dabei, selbst der Vermählung beizuwohnen und behauptete, er könne sich diese Befriedigung nicht versagen. Schafiroff nahm eine günstige Gelegenheit wahr, um Schleinitz in's Ohr zu raunen, er möge nicht weiter darauf bestehen, denn es sei klar, Peter habe sich entschlossen, durchaus nach Braunschweig zu gehen. Nun begann der Zar ein längeres Gespräch mit Schleinitz über den bevorstehenden türkischen Krieg und den Zustand seiner Armee. „Ich kann Ew. Durchlaucht nicht genug sagen,“ schreibt Schleinitz an Anton Ulrich, „mit welcher Klarheit des Urtheils und welcher Bescheidenheit der Zar von all diesen Dingen sprach. Der Gegenstand ist zu weitläufig, um anders als mündlich wiedergegeben zu werden.“

Am folgenden Tage, als am Geburtstage der Zarin, gab Peter dem Könige August und seinem Hofe ein Gastmahl. Abends bewirthete er die polnischen Damen in den Gemächern der Zarin. König August war auch gegenwärtig, und erst um 1 Uhr Nachts trennten sich beide Fürsten, unter Versicherungen der zärtlichsten Freundschaft. Schleinitz hatte ebenfalls eine Einladung erhalten, und Schafiroff sagte ihm, er möge bis nach dem allgemeinen Aufbruch bleiben. Peter nahm alsdann von ihm Abschied, trug ihm Grüße an alle Mitglieder des Wolfenbüttelschen Hauses auf, und gab ihm einen eigenhändigen Brief an den Zarewitsch mit. Auf Schleinitzen's Frage, was er dem Zarewitsch von ihm sagen solle, antwortete Peter: „Alles, was ein Vater seinem Sohne sagen kann.“ Darauf ging



Peter zum Könige August, der schon zu Bette lag, und blieb noch lange allein bei ihm <sup>1)</sup>).

Die Ereignisse folgten nun schnell auf einander. Sechs Wochen später stand Peter an den Ufern des Pruth, von der türkischen Armee umzingelt, und dankte der Vorsehung, dass es ihm gelungen war, schon am 12. Juli den Grossvezier zum Abschlusse des Friedens zu bewegen.

Peter zeigte Anfangs August, aus seinem Lager am Dniestr, dem Herzoge den Abschluss eines „ewigen Friedens“ an, und bat ihn, irgend eine Stadt in Preussen zu wählen, wo die Hochzeit ohne ihn stattfinden könne, wenn es ihm nicht gelänge, nach Deutschland zu kommen. Die Verhältnisse gestalteten sich indess günstiger, und der Zar ging nach Carlsbad; die Vermählung, bat er den Herzog, entweder in Dresden oder in Frankfurt an der Oder zu feiern, da nach Beendigung seiner Cur er eiligst nach Russland zurückkehren müsse, und beide Städte auf seinem Wege lägen. Anton Ulrich jedoch, der unterdessen die Aachener Heilquellen besuchte, wünschte ausserordentlich, die Hochzeit möge in Wolfenbüttel stattfinden, was er allein der Ehre des Wolfenbüttelschen Hauses angemessen hielt; auch fiel ihm eine weite Reise in seinem vorgerückten Alter sehr schwer. Endlich entschloss man sich, die Vermählung in Torgau zu begehen, wo die Königin von Polen residirte, und wo bekanntlich die Prinzessin Charlotte erzogen worden war. Am 13. Oktober langte der Zar auf der Elbe von Dresden in Torgau an; der Zarewitsch und die Familie der Braut erwarteten ihn daselbst. Die Trauung war auf den nächstfolgenden Tag, einen Sonntag, angesetzt <sup>2)</sup>. Im grossen Saale des könig-

1) Der Brief von Schleinitz ist vom 12. Juni datirt.

2) Die Beschreibung der Hochzeit kann man im Feldjournal



lichen Schlosses wurden alle Fenster verhängt und durch Spiegel bedeckt. In der Mitte des Saales errichtete man eine mit Teppichen und Spiegeln verzierte Erhöhung. Auf dieser Erhöhung, unter einem Baldachin von rothem Sammet, stand ein mit Sammet überzogener Tisch, auf welchem sich ein Kreuz und zwei Kronen befanden. Um den Tisch herum stellte man vier Armsessel für den Zaren, die Königin, den Bräutigam und die Braut, und drei Sessel für den Vater, die Mutter und den Grossvater Charlotten's. Der Fussboden war mit grünem Tuche belegt. Um 3 Uhr zündete man zahllose Lichter an den Wänden und vor den Spiegeln an, und gegen 4 Uhr schritt der feierliche Zug aus den Zimmern der Königin im oberen Stockwerke nach dem grossen Saal. Zuerst kamen zahlreiche Hofcavaliers in äusserst reicher Kleidung; dann zwei Marschälle mit ihren Stäben, und dann der Zar und der Zarewitsch. Nun folgten wieder Cavaliers und Marschälle, die der von ihrem Grossvater, dem Herzoge Anton Ulrich, geführten Braut vorangingen. Drei Hofdamen der Königin, Frl. von Brandt, von Brandenstein und von Seebach, trugen ihre Schleppe. Unter Musikbegleitung folgte der ganze übrige Hof. Die Trauung dauerte eine Viertelstunde und wurde in slavischer Sprache vollzogen; an die Prinzessin wandte sich der Geistliche in lateinischer Sprache. Der Zar setzte selbst dem Bräutigam und der Braut die Kronen auf<sup>1)</sup>; über den Kopf der Braut hielt später der Kanzler Graf Golowkin die Krone. Um 4 Uhr, nach beendeter Feierlichkeit, begab sich der Zug in die Gemächer der Königin zurück,

---

Peters des Grossen (Moskauer Archiv) und im 123. Bande der Europäischen Fama finden.

1) Kirchlich-symbolischer Gebrauch bei der Trauung nach orthodoxem Ritus.



wo die Tafel gedeckt war. Auf besonderen Wunsch des Zaren wurden an den königlichen Tisch, ausser den Mitgliedern der kaiserlichen und fürstlichen Familie, noch der Kanzler Golowkin, General Bruce, die Fürsten Wassili Dolgorouky, Kurakin und Trubetzkoy geladen.

Nach dem Diner begann der Tanz im grossen Saale; nach dem Balle, erzählt die „Europäische Fama“, hat „Ihro Gross-Zarische Majestät mit sehr beweglichen Formalien den Neuverehlichten den väterlichen Segen ertheilt und selbste sich hernach zur Ruhe verfügt“.

An Ausruhen dachte übrigens Peter noch nicht. Trotz der späten Stunde schrieb er folgenden Brief an Menschikoff: „Auf Ihre Briefe werde ich künftig antworten, konnte es aber heuer nicht, der Vermählung meines Sohnes wegen, die heute glücklich vollzogen wurde, mit gebührender Feierlichkeit, und im Beisein vieler vornehmer Leute. Die Hochzeit fand im Hause der Königin von Polen statt, wo auch die von Ihnen geschickte Wassermelone prangte; diese Frucht wird hier als ein halbes Wunder angesehen.“ Von demselben Tage (14. Oktober) ist auch ein kaiserliches Rescript an den Senat datirt, das die Vermählung des Zarewitsch anzeigt. „Meine Herren vom Senat! Wir thun Euch kund, dass heute die Vermählung meines Sohnes hier in Torgau stattgefunden hat, im Hause der Königin von Polen, im Beisein vieler vornehmer Leute. Gott sei Dank, dass Alles glücklich beendet ist. Das Haus der Fürsten von Wolfenbüttel, unserer Schwäger, ist ein hochgeborenes.“

Am anderen Morgen früh begab sich der Zar in die Gemächer der Neuvermählten und frühstückte dort incognito mit dem Zarewitsch und Charlotte, die nunmehr in der officiellen russischen Sprache den Titel „Kronprinzessin“ führte.

Desselbigen Tages wandte sich Anton Ulrich schriftlich



an den Zaren mit der Bitte, seinen Sohn und dessen Gemahlin den Winter über in Wolfenbüttel zu lassen, da es für den Zarewitsch bequem sein dürfte, falls er im Frühjahr nach Holland und England, oder an einige deutsche Höfe gehen wolle, dort zu bleiben. „Wenn aber Ew. Majestät,“ schrieb der Herzog, „den Zarewitsch mit sich in den Krieg nehmen wollten, so könnte die Kronprinzessin bei uns bleiben, bis zu ihrer Abreise nach Moskau <sup>1)</sup>.“ Auf diese Bitte gab der Zar am 16./27. Oktober folgende Antwort: Er hätte freilich gewünscht, der Zarewitsch bliebe noch einige Zeit im Auslande „zu seiner besseren Qualificirung“, allein es sei, um der Vorbereitungen willen zu dem bevorstehenden Feldzuge, durchaus nothwendig, dass er den Winter in Polen oder Preussen zubringe; im Frühjahr aber müsse er seinem Vater in den Krieg folgen. Daher halte es der Zar für unumgänglich, dass die Kronprinzessin, der Sitte gemäss, ihren Gemahl begleite; im Frühjahr könne sie aber ihre Verwandten besuchen.

Dieser Erklärung zufolge erhielt auch wirklich der Zarewitsch, am vierten Tage nach seiner Vermählung, von dem Zaren den Befehl, sich mit seiner jungen Gemahlin nach der polnischen Stadt Thorn zu begeben, um daselbst

---

1) Des Herzogs Anton Ulrich Vorstellung an den Kaiser Peter I. Büsching XV. Pag. 231. In diesem Mémoire, das 10 Paragraphen enthält, bietet der Herzog dem Zaren an, eine Annäherung zwischen ihm und dem römischen Kaiser zu vermitteln; er verwendet sich für den gefangenen General Löwenhaupt, für Imhof, den König August in Gewahrsam hielt, für Urbich's Verbleiben in Wien, (der Zar wollte ihn durch Matweeff ersetzen) und schliesslich empfiehlt er ihm Leibnitz und bittet um eine Privataudienz für ihn. Die Antwort Peters in 10 Punkten „Antwort auf die von dem Herzogen u. s. w. übergebenen Puncta“ befindet sich in dem Archive zu Wolfenbüttel; das Concept dazu in dem Archiv in Moskau.



Magazine einzurichten, und Vorräthe anzuschaffen für eine Armee von 30,000 Mann russischer Truppen, die nach Pommern marschiren sollten.

Charlotte muss wahrscheinlich von dem Zaren sich die Vergünstigung erbeten haben, auf einige Tage mit ihrem Gemahl nach Wolfenbüttel zu gehen. Vielleicht war es eine nothwendige Reise, um die Aussteuer und den Hofstaat in Ordnung zu bringen. Im Beginn des Monats November finden wir den Zarewitsch in Braunschweig, wo die Nachfeier seiner Vermählung mit der Ueppigkeit und den sonderbaren Feierlichkeiten begangen wurde, wie sie im 18. Jahrhundert selbst an den kleinsten Höfen stattfanden. Zu diesem ungewöhnlichen Ereignisse liess man Medaillen prägen mit den gesuchtesten Emblemen; es wurden Festgedichte geschrieben und Reden gehalten, mit noch hochtrabenderen und gezielteren Metaphern. Eine Medaille, zur Erinnerung an die Vermählung geschlagen, trägt auf der Vorderseite die Bildnisse Alexei's und Charlottens, auf der Rückseite aber einen Altar, auf welchem eine Flamme brennt. Der Altar wird durch zwei Wappenschilder gestützt, den russischen Adler und das braunschweigische Ross. Ueber dem Altar vereinigen sich zwei Hände, und rings herum steht die Inschrift: „Non usquam junxit nobiliora fides.“

Der berühmte Leibnitz verfasste seinerseits ein lateinisches Chronostikon für eine andere Medaille, welche die Verschwägerung des Wolfenbüttelschen Hauses mit zwei kaiserlichen Dynastien feiern sollte. Er schlug vor, die Vorderseite mit dem Bildnisse beider Prinzessinnen, der Gemahlin des österreichischen Erzherzoges und der Gemahlin des Zarewitsch zu schmücken; die Kehrseite aber sollte den Welfischen Löwen und den Doppeladler von Russland und Deutschland darstellen, und folgende Inschrift



tragen, die das Jahr und den Monat der Vermählung nennt:

Dant geMInIs oCtobrIs aqVILIs bls fata Leones <sup>1)</sup>).

Ganz besonders charakteristisch für die damaligen Sitten ist die Rede des seiner Zeit bekannten gelehrten Archäologen und Professors der Helmstädtischen Universität, Eckhardt, in welcher derselbe bewies, dass der Zarewitsch sowohl als seine Gemahlin von dem byzantinischen Kaiser Konstantin Porphyrogennetos abstammen. Es heisst unter Anderem in dieser Rede: „Der Himmel selbst scheint diese Verbindung herbeigeführt und den Flug der weissen Taube geleitet zu haben, die zufällig im fürstlichen Schlosse zu Wolfenbüttel erschien, sich auf einen Globus niederliess, und als wunderbare Vorbedeutung den atlantischen Ocean und die moskowitische Tartarei mit ihren Schritten mass, im Augenblicke, als die erlauchten Eltern der Kronprinzessin sich über das künftige Schicksal ihrer Tochter beriethen.“ <sup>2)</sup>

In Braunschweig erhielt der Zarewitsch einen neuen Befehl seines Vaters, in Folge dessen er höchst eilig abreiste am 7. November n. St. Die Abschiedsfeierlichkeiten wurden ausserordentlich pomphaft begangen. Auf den Strassen bildeten die Truppen des Herzogs in neuen

1) Die Summe der römischen Zahlen in diesem Akrostichon beträgt 1711. Guerrier, Leibnitz in seinen Beziehungen u. s. w. Pag. 115.

2) Halem, Leben Peters des Grossen. Ueber diese Vorbedeutung hat auch Leibnitz, auf den Wunsch des Herzogs Anton Ulrich, ein Epigramm verfasst: Augurium Columbae.

„Blankenburgiaci Museo in Principis orbem

„Signat olivifero laeta columba pede.

„Hinc Scythiae in campis, illinc Atlantis in undis

„Scilicet et Natas utraque regna colent.“



Uniformen und die Bürgergarde, 4000 Mann stark, Spalier. Als der Zarewitsch in den Wagen stieg, löste man Kanonen. Vor dem Wagen des Zarewitsch ritt die dazu bestimmte Ehrenwache, und fuhren die Minister und Hofchargen; dann kamen 22 Pagen zu Pferde mit ihrem Hofmeister, die herzogliche Leibgarde u. s. w. Im Wagen neben Alexei sass die Kronprinzessin, ihnen gegenüber die Eltern Charlottens. In den folgenden Wagen fuhren Anton Ulrich und die übrigen Mitglieder der herzoglichen Familie. Ausserhalb der Stadt stieg der Zarewitsch aus, nahm Abschied, setzte sich in einen bereitstehenden Reisewagen und machte sich auf den Weg. Ihm zu Ehren wurden an der Strasse Feuer angezündet, Raketen abgebrannt, und wie die „Europäische Fama“ sich ausdrückt, „erhoben sich zum Himmel eben so feurige Wünsche für des Zarewitsch glückliche Reise“. Die Kronprinzessin kehrte nach Braunschweig zurück und nahm an diesem Tage weder an dem feierlichen Diner, noch an dem Balle Abends Theil. Sie hatte die Absicht, dem Zarewitsch einige Tage später zu folgen. Unterdessen erzählte die Europäische Fama ihren Lesern, dass man in Braunschweig Tag und Nacht an einem Wagen wunderbarer Construction arbeite, der zu Charlotten's Aussteuer gehöre. Dieser Wagen konnte zu grösserer Bequemlichkeit des Transports ganz auseinander genommen werden; viele hundert Dukaten waren zur Vergoldung verbraucht worden; selbst die Nägel an den Rädern hatte man vergoldet. Dergleichen Vorbereitungen hielten Charlotte wohl länger auf, als sie beabsichtigte; Anfangs December<sup>1)</sup> jedoch verliess auch sie Braunschweig und begab sich mit ihrem Hofe nach Thorn.

1) Am 13. December n. St. schrieb Charlotte schon ihrer Mutter aus Frankfurt an der Oder.



## II.

**Die Ehe.**

Die Trennung der Neuvermählten, so kurz sie auch sein mochte, gab dennoch zu mancherlei Gerede Anlass, besonders am Wiener Hofe, der mit der Wolfenbüttel'schen Heirath unzufrieden war. Urbich schrieb darüber an den Kanzler Golowkin: „Aus Sachsen meldet man viel unliebsames Zeug hieher; die ganze Stadt ist davon erfüllt. Unter Anderem erzählt man, die Ehe sei zwar vollzogen, aber zur höchsten Unzufriedenheit beider Theile; der Kronprinz habe die Kronprinzessin verlassen; als diese um zwei Tage Aufschub gebeten, damit sie ihr Reisebett mitnehmen könne, soll ihr der Kronprinz sehr heftig geantwortet haben, und ist allein abgereist; alle Hofdiener sind verabschiedet worden. Meine Nachrichten aus Wolfenbüttel und Dresden lauten freilich anders: man schreibt mir, beide Theile seien zufrieden.“ Letzteres war vollkommen richtig. Charlotte glaubte an die Liebe des Zarewitsch und war glücklich trotz der ziemlich ungünstigen Verhältnisse, in denen sie sich befand. Denn die siebzehnjährige Fürstin, an dem glänzenden Hofe der Königin von Polen erzogen, musste nun, bei spärlichen Geldmitteln, in einem verkommenen Städtchen leben, das nur arme, schmutzige Juden und deutsche Handwerker bewohnten. Das Schlimmste dabei war, dass inmitten dieser neuen und schwierigen Lage Charlotte ganz sich selbst überlassen blieb. Umgeben von verwöhnten, geldgierigen und ränkesüchtigen Hofschranzen fand sie in ihnen keinen Halt, sondern eine Quelle immer neuer Unannehmlichkeiten. Der junge Zarewitsch, mit seinem kleinmüthigen und sorglosen, dabei aber reizbaren Charakter, konnte ihr keine Stütze sein; überdem trennte sie sich bald von ihm auf sehr lange Zeit.



Alle Verdriesslichkeiten, die das Leben der Prinzessin später vergifteten, störten jedoch damals noch nicht das Glück ihrer jungen Ehe. Voll Hoffnung und Freude trat sie in das Jahr 1712. „Mein Glück wäre vollkommen“, schreibt sie ihrem Vater am 4. Januar, „wenn ich die Befriedigung haben könnte, Ihnen persönlich meine Ehrfurcht auszudrücken. Der Zarewitsch überhäuft mich mit Beweisen seiner Freundschaft. In jedem Augenblicke gibt er mir neue und immer neue Zeichen seiner Liebe, so dass ich das volle Recht habe, mich überaus glücklich zu schätzen, obgleich der Ort, den ich jetzt bewohne, nichts weniger als angenehm ist.“

Eigenthümlich musste der absonderliche Charakter der polnischen Städte auf die Prinzessin Charlotte wirken, nachdem sie in Deutschland nur grosse, volkreiche und wohlhabende Städte, oder kleine, von einem begüterten Hofadel bewohnte Residenzen gesehen hatte. „Die Stadt ist sehr verfallen“, schrieb Charlotte; „die Häuser uns gegenüber sind halb abgebrannt, und stehen leer; ich selbst wohne in einem Kloster; übrigens haben mich schon einige polnische Damen aus der Umgegend besucht. In der Nachbarschaft giebt es nicht einen Flecken, ja nicht ein kleines Dorf, wo nicht zwei bis drei, auch mehr adlige Familien leben; sie verbringen dort den Winter und Sommer, und daher findet man in den grösseren Städten nicht eine einzige vornehme Person.“ (personne de qualité.)

In dieser Weise verging ein Monat; das stille Leben der jungen Kronprinzessin wurde plötzlich durch die ersten Widerwärtigkeiten getrübt. Das für drei Monate im Voraus gezahlte Geld war ausgegeben und es kam kein neues. Statt dessen erhielt der Zarewitsch den Befehl des Zaren, aus Thorn nach Elbing überzusiedeln. Diese Veränderung betrückte Charlotte. Nicht allein verminderte der Wechsel



ihres Aufenthaltes die Hoffnung eines Wiedersehens ihrer Verwandten vor der definitiven Abreise nach Russland, — die Uebersiedelung nach Elbing war geradezu unmöglich wegen des absoluten Mangels an Geld. Charlotte wusste nicht was sie thun sollte. Ihre Angehörigen waren nicht in der Lage ihr zu helfen, und erfanden nur immer neue Pläne, um die regelmässige Zahlung ihrer Renten zu erwirken. Der alte Herzog arbeitete schon lange, wie wir es gesehen, an einem Bündnisse zwischen dem Zaren und dem Kaiser. Auf Grund dieses Bündnisses sollte der Zar dem Kaiser ein Hülfsstruppencorps gegen Frankreich stellen. Der Kaiser dagegen sollte Karl XII. fallen lassen. Als Anton Ulrich den Geldmangel seiner Grosstochter erfuhr, schlug er vor, der Zar möge dem Kaiser anstatt Truppen Geldsubsidien liefern, gegen Hypothek irgend einer kaiserlichen Besitzung in Schlesien, deren Einkünfte dann zu dem Unterhalte der Zarewna und ihres Hofes angewiesen werden könnten. Der Zar litt aber selbst viel mehr Mangel an Geld, als an Truppen, und Charlotte schrieb nach Hause, wie unausführbar der Plan des Grossvaters sei.

Charlotte wandte sich nun an den Zaren und an Catharina. Im April kam Menschikoff nach Thorn, im Auftrage Peter's, um sich von der schwierigen Lage der Kronprinzessin zu überzeugen, und zugleich den Zarewitsch mit nach Pommern zu nehmen. Charlotte hatte mit dem Fürsten Alexander Danilovitsch eine ausführliche Unterhaltung. Sie bat ihn mit ihr deutsch zu sprechen, ohne Dolmetscher. Menschikoff entgegnete, er könne vortrefflich deutsch sprechen mit Soldaten, aber nicht mit hochgestellten Personen<sup>1)</sup>. Die Kronprinzessin bestand auf ihrem Wunsche,

---

1) „qu'il savait bien parler „soldatisch Deutsch“ mais pas avec des personnes de distinction.“ Brief Charlotten's vom 28. April 1712.



und Menschikoff entschloss sich endlich deutsch zu sprechen, was er ziemlich gut konnte. Charlotte beklagte sich über die an ihrem Hofe herrschende Unordnung; theilweise entschuldigte sie dieselbe durch die Eile der Abreise und die Unerfahrenheit der meisten Hofbeamten, besonders aber suchte sie den Grund davon in der Abwesenheit ihres Oberhofmeisters, von Schleinitz, der in Hannover als russischer Gesandter lebte. Menschikoff frug, warum Schleinitz nicht seinem Posten vorstehe? Charlotte entgegnete, die Interessen des Zaren verlangten wohl Schleinitzens Anwesenheit in Hannover; wenn man zwei Herren diene, müsse der geringere natürlich darunter leiden, auch habe Schleinitz ihr versichert, er werde dem Zaren schreiben, beide Functionen seien unvereinbar, und es müsse ein neuer Oberhofmeister für sie ernannt werden. Menschikoff unterbrach die Prinzessin mit dem Ausdrücke höchsten Erstaunens, und erzählte ihr, Schleinitz habe im Gegentheile sich bei dem Zaren darüber beklagt, dass die Prinzessin einen anderen Oberhofmeister wählen wolle, und ihn gebeten es nicht zu gestatten<sup>1)</sup>. Charlotte rief mit Entrüstung aus, es sei unmöglich, man habe gewiss Schleinitzens Brief falsch übersetzt. Menschikoff rief nun den Zarewitsch herbei, und dieser bestätigte die Worte des Fürsten, denn der Kanzler Golowkin hatte ihm dasselbe geschrieben.

Einen ernsteren Grund zur Klage bot der vollkommene Geldmangel, unter welchem der Zarewitsch und seine Gemahlin so sehr litten. Menschikoff schreibt darüber an Peter: „Ich kann nicht umhin über Euren Sohn zu berichten, dass er sowohl als die Kronprinzessin sich in sehr grossen Geldnöthen befinden; bis jetzt haben sie auf

---

1) in dehme beydes wohl könnte bestretten werden. Brief Charlotten's an ihre Mutter. 28. April 1712.



ihre eigenen Kosten hier gelebt, ohne dass ihnen Rationen oder andere Lieferungen angewiesen worden wären; sie haben Alles an Ort und Stelle kaufen müssen, und zwar nur das Nothwendigste für den Tisch Ihrer Hoheiten; weder der Zarewitsch, noch die Kronprinzessin haben zur Reise Pferde und Equipagen, und es fehlt ihnen an Geld um welche zu kaufen. Die Kronprinzessin bittet inständig um den ihr angewiesenen Jahrgelt; sie leidet grossen Mangel, und weiss nicht wie sie ihre Hofhaltung bestreiten soll. In Berücksichtigung ihrer wirklichen Noth, — die Kronprinzessin bat mich beinahe mit Thränen um Geld, — borgte ich Ihrer Hoheit aus den Montirungsgeldern des Ingermannland'schen Regiments 5000 Rubel. Hätte ich es nicht gethan, so wäre es ihr unmöglich gewesen, Thorn zu verlassen.“

Im Mai begab sich die Prinzessin nach Elbing. Obgleich die Abreise des Zarewitsch nach dem Kriegsschauplatze in Pommern sie ängstigte, so fand sie doch Trost in der Regelmässigkeit, mit der er ihr schrieb. Ueberdem boten die Kriegsoperationen in Pommern, wie sie es ihren Eltern meldete, nur wenig Gefahr. Viel drohender lauteten alle Nachrichten über die Rüstungen der Türkei. Niemand wusste wem sie galten, ob Venedig oder Russland. „Im letzteren Falle“, schrieb Charlotte, „brauchen wir uns nicht zu fürchten; die Türken können sich in unserem Lande nicht halten; sobald sie sich zeigen, wird man ihnen nicht nur alle Wege abschneiden, sondern alles Futter, und alle Ortschaften, durch welche sie ziehen wollen, verbrennen. Das arme Polen und Sachsen können aber nicht auf dieselbe Weise verfahren, und man sagt, der Hauptangriff wird gegen sie gerichtet sein. Das wäre schrecklich!“

Einen Monat später finden wir Charlotte in wahrhaft verzweiflungsvoller Stimmung; wahrscheinlich gab ihr ehe-



liches Verhältniss dazu Anlass. „Es ist gewiss“, schrieb sie ihrem Vater, „dass die Welt von Jammer erfüllt ist, und ich bereite mich darauf vor, dass mein künftiges Schicksal ein trauriges sein wird; von meiner ersten Kindheit, d. h. von meinem 6ten Jahre an, habe ich nicht gewusst, was wirkliche Freude heisst. Ereignet sich auch irgend ein Glücksfall in meinem Leben, so ist er bald zerstört. Ich bin ganz entsetzt, wenn ich an Alles denke, was mir noch bevorstehen kann, besonders da mein Kummer von einer zu lieben Hand kömmt, als dass ich mich beklagen dürfte. Die Beispiele, die ich aus allen Schichten der Gesellschaft vor Augen habe, überzeugen mich davon, dass es nicht recht sei, gegen das Geschick zu murren, denn Jeder leidet, so lange er in dieser armen Welt ist, deren Namen allein jedem Christen Abscheu einflössen sollte. Der Himmel erhöhe wenigstens meine beständigen Gebete für Ihr Wohl; ich wünsche keine andere Freude, denn Ihr Glück ist mir lieber als mein eigenes.“

Kurze Zeit darauf fand sich Schleinitz an dem Hofe der Kronprinzessin ein, um in ihrem Namen den Zaren, der mit Catharina nach Pommern kam, in Königsberg zu begrüßen. Der kurze Aufenthalt des Oberhofmeisters in Elbing hatte aber für Charlotte sehr unangenehme Folgen. Seine Ankunft gab den Vorwand zum Durchbruch aller bösen Leidenschaften, die um die unerfahrene Kronprinzessin gährten.

Charlottens kleiner Hofstaat war sehr schlecht gewählt. Er bestand grossentheils aus Leuten, die nicht allein ihre Pflichten, der jungen Prinzessin gegenüber, nicht verstanden, sondern sich von kleinlichen Interessen überfluthen liessen, und Klatschsucht für das beste Mittel hielten, um ihren Neid und ihre leere Eitelkeit zu befriedigen. Unter den Hofcavalieren der Kronprinzessin befand sich der junge



und schöne Baron Pöllnitz. Anfangs nahm er nur eine bescheidene Stellung bei Hofe ein, und erregte durch nichts Charlottens Aufmerksamkeit. Später jedoch gelang es ihm sich mit Meyer <sup>1)</sup>, dem Rathe am Hofe Charlottens, zu befreunden, und dieser weihte ihn bald in Alles ein, was er selbst wusste. Eines Tages, wo Meyer sich unwohl fühlte, der Kronprinzessin aber wichtige Angelegenheiten vorzutragen hatte, schickte er Pöllnitz an seiner Statt zur Prinzessin. Aus ihrem Gespräche mit Pöllnitz ersah Charlotte, dass er sowohl mit dem Zustande ihres Hofes, als mit ihren eigenen Beziehungen zu den verschiedenen Personen ihres Gefolges bekannt war. Sie erstaunte darüber und warf Meyer sein grenzenloses Vertrauen zu einem jungen Menschen vor, den er nicht genügend erprobt habe. Meyer entschuldigte sich, indem er die ungewöhnliche Begabung und den regen Geist Pöllnitzens rühmte, der ihm mehr als ein Mal nützliche Rathschläge gegeben hatte. Charlotte erwiederte, selbst wenn dem also sei, müsse er doch vorsichtig verfahren, weil er den Neid und die Bosheit des Kammerherrn von Brandenstein wachrufen könne, welchem in Abwesenheit des Oberhofmeisters von Schleinitz die Aufsicht über den Hof anvertraut war. Nun begann Meyer bittere Klagen über Brandenstein zu führen, der sich kindisch benehme und von Geschäften nichts verstehe. Charlotte, die wirklich mit Brandenstein's nachlässigem Dienste unzufrieden war, bemerkte, das sei wohl wahr und sie leide persönlich am meisten darunter; wie solle man es aber anfangen, ihn

1) Meyer führte den Titel Rath und Intendant. Im Moskauer Archiv befindet sich ein Brief von ihm an den Zaren, in holländischer Sprache, mit den Rechnungen der Kronprinzessin, datirt aus Riga 6. Juli 1712.



klüger zu machen? „Das ist freilich nicht möglich“, entgegnete Meyer, „man kann es aber so einrichten, dass Ihre Interessen nicht unter seiner Unfähigkeit leiden. Entschliessen Sie sich Pöllnitz zum Kammerherrn zu ernennen, und befehlen Sie Brandenstein, allwöchentlich mit ihm in der Verwaltung des Hofes abzuwechseln.“ Nach einigem Schwanken gab die in Hofintriguen unerfahrene Prinzessin den Vorstellungen ihres Rathes nach. In Folge dessen sah sie Pöllnitz öfter, und handelte nach seinen Rathschlägen. Es kam aber zuweilen vor, dass diese Rathschläge von den Ansichten Meyer's durchaus abwichen; dieser Umstand zerstörte sehr bald die Freundschaft zwischen Pöllnitz und Meyer, und dieser fing nun an, mit Hass und Bosheit seinem ehemaligen Freunde entgegenzutreten. Von der anderen Seite hatte die Rangerhöhung von Pöllnitz im höchsten Grade Brandenstein und seine Freunde erbittert. Bei Hofe und in der Stadt fing man sehr bald an, verschiedene Gerüchte zu verbreiten, welche die Bevorzugung Pöllnitzens durch ein persönliches Wohlgefallen der Kronprinzessin an dem schönen Cavalier zu erklären suchten. Wer diese Gerüchte in Umlauf gesetzt, ob Brandenstein und seine Partei, wie Charlotte zuerst glaubte, ob Meyer, wie sie später argwohnte, bleibt unergründet. Zu derselben Zeit kam Schleinitz in Elbing an. Es ist schwer zu ermitteln, wie er sich in dieser Angelegenheit benahm. Charlotte wusste, dass Schleinitz mit ihr unzufrieden war, weil sie einen anderen Oberhofmeister gewünscht hatte, und blieb von seinem Unrecht überzeugt; allein in Wolfenbüttel gelang es Schleinitz sich zu rechtfertigen und sogar das volle Vertrauen des alten Herzogs zu bewahren.

Kaum war Schleinitz abgereist, so hinterbrachte man der Kronprinzessin die Verleumdungen, deren Gegenstand



sie war, und bezeichnete Schleinitz als deren Urheber. Zu ihrem Schreck und ihrer Entrüstung gesellte sich noch die Furcht, Schleinitz könne diese Gerüchte bis nach Wolfenbüttel hin verbreiten. „Ich hoffe“, schreibt sie ihrer Mutter, „dass Wersebe Ihnen ein getreues Bild von Schleinitz entworfen hat, so dass Sie den Lügen dieses Herrn keinen Glauben schenken und gegen mich nicht ungerecht sein werden. Er hat hier von mir Dinge erzählt, die eine exemplarische Strafe verdienten, aber Niemand hat die nöthige Ergebenheit gehabt, mich vor seiner Abreise davon in Kenntniss zu setzen. Nachher erfuhr ich darüber mehr als ich wollte. Unter anderen Dingen hat er zwei Tage vor seiner Abreise meinen Secretair <sup>1)</sup> gefragt, ob er ihn nicht nach Braunschweig begleiten wolle. Dieser entgegnete, er habe in Braunschweig nichts zu thun, da ich ihm keine Aufträge dahin gegeben, und fände keinen geeigneten Vorwand um Urlaub zu bitten; schliesslich wüsste er auch nicht, wo er seine Frau lassen solle. „Was Ihre Frau anbetrifft“, antwortete ihm rasch Schleinitz, „so können Sie unbesorgt sein; man wird Sie sehr leicht von ihr befreien, und zwar schneller als Sie glauben.“ Der erschrockene Secretair (obgleich ich meine, er hätte sich von Herzen gefreut, wenn es auf eine anständige Weise geschehen wäre) frug Schleinitz, wie solches möglich sei? „Sehen Sie es denn nicht kommen“, erwiederte dieser, dass Ihre Frau und Pöllnitz noch vor Anfang September nach Sibirien geschickt werden? Ich sage es Ihnen und Sie können vollkommen davon überzeugt sein.“ Der Secretair fing nun an in Schleinitz zu dringen, und wollte wissen, worauf er diese seine Gewissheit gründe; es sei doch

1) Charlotte meint wohl hier ihren Secretair Klöver, dessen Frau ihre Kammerfrau war.



unerhört, dass man so grausam Leute strafe, die nichts Schlimmes gethan hätten. „Nichts Schlimmes!“ unterbrach ihn Schleinitz mit Heftigkeit, „und Sie nennen das Leben nicht schlimm, das die Prinzessin mit jenem führt!“ Der Secretair bat ihn um Gotteswillen, nicht Dinge zu sagen, die ihm den Kopf kosten könnten; als Antwort brach Schleinitz in ein lautes Gelächter aus. „Wie unglücklich bin ich!“ fährt Charlotte fort, „und doch weiss Gott, dass ich unschuldig bin und meinen Gemahl zärtlich liebe. Ich wollte sicher meines Lebens nicht schonen, wenn ich es ihm als einen Beweis meiner Liebe zum Opfer bringen könnte; und obzwar ich allen Grund habe zu besorgen, dass er mich nicht liebt, so dünkt mich meine Zuneigung dadurch nur noch gesteigert. Nichts beunruhigt mich so sehr als unsere lange Trennung, von der ich mit Recht fürchte, sie könne mir verderblich werden. Ich drücke mich aber falsch aus, wenn ich sage, dass ich mich fürchte; was sollte ich fürchten, da ich unschuldig bin und die Unschuld immer zuletzt den Sieg davon trägt. Wenn auch der Zarewitsch mich nur sehr wenig liebt, so ist er doch zu gerecht, um einer so unverschämten Lüge Glauben zu schenken; er kennt mich zu gut, als dass er mich einer solchen Niedrigkeit fähig hielte. Meiner Ansicht nach ist dieses die schwärzeste Unthat, die man einer Frau nachsagen kann, da die Ehre unser bestes und kostbarstes Kleinod bleibt. Ich bin so betrübt und so empört durch die mir zugefügte allerempfindlichste Beleidigung, dass ich mich selbst nicht wiedererkenne; alle Tage werde ich bleicher und magerer, nur selten habe ich etwas Farbe; ich schlafe fast gar nicht und esse sehr wenig, denn Alles was um mich her vorgeht, bietet mir immer neuen Anlass zu Kummer und Sorge. Unter meinen Leuten giebt es welche, die in demselben Ton wie Schleinitz reden, ob-



gleich mit mehr Vorsicht; noch habe ich sie nicht entlassen können. Meinerseits vermeide ich den geringsten Anlass zum Verdacht; ich fahre selten aus und sehe daher P. nicht; ich wende mich öfter an Andere als an ihn; wenn ich spazierenfahre, richte ich es so ein, dass er mir nicht die Hand zum Einsteigen reicht, — aber ich thue es wie zufällig, damit Niemand merke, dass ich ihm wesentlich aus dem Wege gehe. Früher, als Brandenstein den Hof verwaltete, machte er Alles so ungeschickt, dass es ganz nothwendig schien, ihn mit P. alterniren zu lassen. Da dieses jedoch zu allem bösen Gerede geführt hat und ich während P.'s Dienstwoche sehr oft mit ihm zu thun gehabt hätte, so lasse ich wieder Brandenstein allein Alles verwalten, so gut er kann. Uebrigens scheint er jetzt die Sache besser zu verstehen, wenigstens zeigt er mehr guten Willen. Dafür ist seine Schwester desto hoshafter<sup>1)</sup>. Wersebe ist sterblich in sie verliebt und sie in ihn; nie im Leben habe ich eine grössere Vertraulichkeit gesehen, als zwischen diesen beiden Menschen; ich fürchte, dass er in Folge dessen dem Herzog falsche Berichte machen wird, denn sie beherrscht ihn vollkommen. Ich glaube, verzeih mir Gott, dass sie ihm irgend ein Zaubermittel in das Essen gemischt hat, so dass er sie lieben muss, sonst wäre seine Verblendung unbegreiflich. Bonden (die andere Hofdame) gehört auch zu seinen nächsten Freundinnen, daher verlasse ich mich auch wenig auf sie. Was ich in ihrer Gegenwart auch nur sagen möge, gleich weiss es die ganze Welt, als hätte sie es ausposaunt. Eine Zeit lang hegte ich die angenehme Hoffnung sie werde sterben, weil sie

---

1) Brandenstein's älteste Schwester war Hofdame der Königin von Polen, die den Kammerherrn von Brandenstein und dessen jüngere Schwester an Charlottens Hof brachte.



sehr krank war; leider erholt sie sich wieder und wird mit jedem Tage besser. Ich schicke hiebei Ew. Durchlaucht die Copie einer Klage, die dem Könige von Preussen gegen Schleinitz eingereicht worden ist. Er kann sich nicht damit entschuldigen, dass er kein Geld hatte; ich gab ihm 30 Dukaten in Gold (bis Königsberg) zu seiner Reise. Die ganze Entfernung beträgt 14 Meilen; er ist nur 3 Tage unterwegs gewesen und hat mir nicht Rechenschaft darüber abgelegt<sup>1)</sup>. Haben Sie die Gnade, dem Herzog diese Copie zu überreichen und ihn meiner Ehrfurcht zu versichern. Ich hätte mir selbst die Ehre gegeben ihm zu schreiben, wenn ich nicht an entsetzlichem Kopfwegh litte.“ In ihrem Kummer hatte die Kronprinzessin nur einen Trost — die zärtliche Liebe, die ihr der Zar und Catharina während ihres Aufenthalts in Elbing bezeugten. Nach ihrer Abreise schickte Catharina der Schwiegertochter einen Ring mit dem Bildnisse Peter's und Allen, die durch Elbing gingen, trug sie auf Charlotten zu sagen, sie habe sie herzlich lieb. In Elbing selbst und auch später wiederholte Catharina ihr und Anderen, „sie liebe sie wie ihr eigenes Kind, und wenn sie sie unter dem Herzen getragen hätte, könnte sie ihr nicht theurer sein.“

Einmal sagte Catharina der Zarewna in ihrer gebrochenen, einfachen aber ausdrucksvollen Sprache: „Czarische Majestät Euch sehr lieb, zu mir sagen, wahrhaftig Catharina, meine schwiegertochter sehr schmuck sowohl von statur als verstand

---

1) Diese Klage bezog sich wahrscheinlich auf die Gewaltthaten, die sich Schleinitz als zarischer Gesandte gegen Postbeamte und Postillone auf dem Wege nach Königsberg erlaubte. Derlei Klagen waren damals sehr häufig in Deutschland bei Reisen von hochgestellten Persönlichkeiten und Diplomaten.



und humor; ich sage, Czarische Majestät, du hast deine Tochter mehr lieb als auf mich. Czarische Majestät lachen, nicht lieber, sagen, aber bald so lieb, nach dir Niemand auf Welt so lieb als sie; mein Sohn, sagen, Frau, wahrhaftig so gut Frau nicht wehrt, als he hätt“<sup>1)</sup>. „Viel derlei Dinge hat sie mir gesagt, fuhr Charlotte fort, „und sie würden mich sehr freuen, wenn ich nicht daraus ersähe, wie wenig der Zar den Zarewitsch liebt. Ich bat die Zarin sich für ihn zu verwenden, und sie versprach mir, die Fürsprecherin meines Gemahls bei dem Zaren zu sein.“

Indem sie Charlotte zärtlich beim Abschied umarmte, sagte Catharina: „Gott hat mich recht lieb gehabt, dass er mir so eine gute schwiegertochter gegeben hat, welcher nahme mich sonst erschreckt hat, nunmehr mich aber recht freut; es thut mir, straff mich Gott, recht leid, dass ich von Euch soll, ich wollte, dass ich Euch nicht gesehen hätte, weil ich Euch nun so lieb habe, dass mir die Zeit wird lang und verdriesslich sein Euch wiederzusehen.“

Charlotte theilte zwar ihren Verwandten die Verleumdungen mit, deren Gegenstand sie geworden war, fürchtete aber über Alles die Oeffentlichkeit und beschwor daher ihren Grossvater, Schleinitz nicht über seine Unterhaltungen mit dem Secretair zu befragen, „da es doch eine kitzliche Angelegenheit sei.“ Andererseits wollte sie gar zu gerne Schleinitz von seinem Posten als Oberhofmeister entfernen und besorgte nur, er werde sich auf den mit

1) Charlotte schrieb ihrer Mutter, dass Catharina im Gespräch sie immer mit „Ihr“ anrede; es sei ihr aber angenehm, wenn sie es als einen Beweis der dauernden Liebe der Zarin deuten könne.



ihm geschlossenen Contract berufen, um seine Stellung und sein Gehalt zu behaupten. „Wenn ich selbst mit ihm sprechen wollte“, schrieb Charlotte darüber an ihre Eltern, „würde es doch zu nichts führen, ich habe es schon mehr als ein Mal versucht. Er fängt an zu weinen, ruft Gott und den Himmel als Zeugen an, verflucht in höchster Wuth Alle, die so abscheuliche Lügen und Verleumdungen gegen ihn erfunden haben, beschwört seine Treue, kurz, man könnte ihn für einen Engel halten. Auf solche Weise versteht er es, die allerklügsten Leute zu hintergehen; man muss ihn und seine Schliche genau kennen, um nicht Allem zu trauen was er sagt. Es heisst freilich in seiner „Bestallung“, dass ich ihn nicht entlassen dürfe, ohne seine Rechtfertigung angehört zu haben; möge er zu Ew. Durchlaucht sprechen wie zu mir selbst, und sich rechtfertigen, wenn es möglich ist. Er wird auch noch einwenden, dass seiner „Bestallung“ gemäss, ihm sechs Monate voraus angezeigt werden muss, dass ich ihn entlassen will. Das gehört sich wohl so nach Recht und Billigkeit, allein sein Benehmen war so sonderbar, wie man es sich gar nicht denken kann, also weil er nicht seiner Bestallung gemäss sich aufgeführt, so folget daraus, dass man noch weniger dran gebunden ist. Er sagt, ich sei sehr gutherzig; freilich bin ich es im Allgemeinen zu sehr gewesen und gegen ihn über alle Massen.“

Die arme Kronprinzessin konnte ihren Oberhofmeister nicht so leicht los werden, als sie hoffte und die „kitzliche Angelegenheit“ sollte noch sehr viel unangenehme Folgen nach sich ziehen. Tief verletzt und empört, in steter Angst vor Indiscretionen, hatte sie auch den Kummer einer Entzweiung mit ihren Verwandten. Theilweise wurde diese Entzweiung durch Missverständnisse herbeigeführt, theilweise durch das ungeschickte Verfahren des



Herzogs Anton Ulrich in der Schleinitz'schen Angelegenheit.

Schon früher hatte der Herzog zwei Mal an die Kronprinzessin geschrieben, sie möge ihm den jungen Wersebe schicken, zu dem er besonderes Vertrauen hegte. Er wollte im persönlichen Gespräch mit ihm, den wirklichen Zustand der Dinge an Charlottens Hofe erfahren und bat seine Grosstochter, ihm durch diese Vertrauensperson Alles mitzutheilen, was sie sich scheute zu Papier zu bringen. Anfangs schien Charlotte dem Wunsche ihres Grossvaters entsprechen zu wollen, allein später besann sie sich, einmal, weil sie es nicht für nöthig erachtete, in ihren Briefen etwas über die Lage ihres Hofes zu verheimlichen, und zweitens, weil sie Wersebe, den sie zu jung fand, keine Familiengeheimnisse anvertrauen wollte. „Nur Ihnen“, schreibt sie ihrer Mutter, „mag ich meine Geheimnisse anvertrauen, denn von Ihnen erwarte ich nützliche Rathschläge und darf zu gleicher Zeit versichert sein, dass Ihr Schweigen unverbrüchlich ist. Bis jetzt, Gottlob, habe ich weder einen Vertrauten noch eine Vertraute; Gott, der Herr, ersetzt mir alle Menschen, in Ihm finde ich eine Stütze und einen Trost in meiner Trübsal.“

Ohngefähr um dieselbe Zeit, als der Zar nach Elbing reisen sollte, schrieb Anton Ulrich, der wahrscheinlich aus den Berichten von Schleinitz Manches über Pöllnitz erfahren hatte, an Wersebe, und trug ihm auf, der Kronprinzessin seine Grösse zu bestellen, nebst der Bitte, Pöllnitz nach Braunschweig zu schicken. Wersebe aber, anstatt seiner Herrin diesen Brief zu zeigen, liess sie durch den Secretair ersuchen, ihm einen Urlaub nach Braunschweig und Bremen zu bewilligen. Charlotte versprach, ihn, sobald der Zar durchgereist sein werde, zu beurlauben, liess ihn aber kommen, und erkundigte sich umständlich nach



seinen Reiseplänen. Er gerieth in die äusserste Verlegenheit; nun frug ihn Charlotte, ob der Herzog nicht an ihn geschrieben habe. Wersebe konnte es nicht leugnen, fügte jedoch hinzu, es sei kein Brief für die Kronprinzessin beigelegt. Als Charlotte verlangte, den Brief des Herzogs zu lesen, sagte Wersebe, der Brief sei nicht bei der Hand, er habe ihn Pöllnitz gegeben. Alle diese Ausreden versetzten Charlotte in ein zorniges Erstaunen. Sie schickte nach Pöllnitz, und forderte von ihm den Brief Anton Ulrich's. Nachdem sie ihn gelesen, befahl sie Pöllnitz, sich sogleich zur Abreise zu rüsten. Er antwortete, dass er bereit sei, ihre Befehle zu erfüllen, nach einer längeren Krankheit fühle er sich aber noch so schwach, dass er sie inständigst bitte, ihm die weite Reise zu erlassen. Er suchte ihr klar zu machen, der Herzog wünsche ihn nur darum in Braunschweig zu sehen, weil Wersebe nicht komme. Charlotte fand diese Gründe triftig, und schickte Wersebe zu ihrem Grossvater, in der festen Ueberzeugung, sehr klug gehandelt zu haben (*j'ai voulu agir en personne d'esprit*).

Der zufällige Umstand, dass Wersebe und nicht Pöllnitz in Braunschweig erschien, bekräftigte wahrscheinlich in der Ueberzeugung Anton Ulrich's alle Befürchtungen, die Schleinitz angeregt hatte, und er sandte seiner Gross-tochter einen speciellen Courier, mit dem Befehle, ihm sogleich Pöllnitz zu schicken.

Die Lage der unerfahrenen, siebzehnjährigen Kronprinzessin war äusserst schwierig. Vollkommen sich selbst überlassen, ohne in ihrer Nähe auch nur einen Menschen zu haben, mit dem sie sich hätte berathen können, musste diese Hast des Herzogs sie schliesslich verwirren. Sie urtheilte ganz richtig, wenn sie sich sagte, die Erfüllung des Wunsches ihres Grossvaters, die plötzliche, unvorherge-



sehene Reise des jungen Pöllnitz, müsse den Argwohn selbst derjenigen erregen, die nichts von den umlaufenden Gerüchten wussten; in den Augen solcher aber, die davon gehört hatten, durfte sie als ein Beweis der Schuld gelten. Nach reiflicher Ueberlegung entschloss sich Charlotte, Pöllnitz nicht nach Braunschweig zu senden, sondern ihm bei passender Gelegenheit seinen Abschied zu ertheilen. „Was Pöllnitz betrifft,“ schrieb sie ihrer Mutter, „so erfüllt er seine Pflicht mit Eifer und Treue; allein, in Folge der verleumderischen Gerüchte, die über ihn umgehen, ist er mir zuwider geworden, trotz seiner Unschuld daran; andererseits thut er mir wieder leid. Ich theile vollkommen Ihre Meinung darüber, dass er entlassen werden muss, und werde es gewiss thun, — haben Sie nur etwas Geduld. Weil ich ihn nicht über Hals und Kopf fortjage, heisst es noch nicht, dass ich es gar nicht thun will. Meine Ehre ist mir doch über Alles theuer und hoch! Freilich werde ich es bedauern, ihn ganz ohne Ursache zu verabschieden, eigentlich um seiner Unschuld willen, aber ich werde Alles überwinden. Glauben Sie mir, ich denke Tag und Nacht daran, diesen Verleumdungen ein Ende zu machen; hier hat man schon aufgehört davon zu sprechen. Ich will Alles thun um Ihre und des Zarewitsch, besonders aber des Allerhöchsten Gottes Zufriedenheit zu verdienen. Darf ich Sie bitten, dieses dem Herzoge, meinem Grossvater, mitzutheilen, und ihn gehorsamst zu ersuchen, mir ferner keine Courriere zu schicken; es wirft ein schlechtes Licht auf mich. Wenn ich jetzt Pöllnitz verabschiedete, würde alle Welt sagen, ich sei von Ihnen dazu gezwungen worden und Niemand würde mich für unschuldig halten. Haben Sie die Gnade, mich selbst handeln zu lassen, damit die ganze Welt sehe, dass ich ihn aus eigenem Antriebe entferne, um der Verleumdung jeden Vorwand zu nehmen.“



Der alte Herzog blieb aber bei seinem Willen. Umsonst schrieb ihm Charlotte, Pöllnitz sei nicht dumm genug um gegenwärtig nach Wolfenbüttel zu kommen. Nicht etwa, weil er sich schuldig fühle; die Anwesenheit aber von Schleinitz, Steinmetz und seinen übrigen Feinden in Wolfenbüttel, sowie der Umstand, dass er durch einen speciellen Courier dahin beordert sei, bringe ihn wohl ganz natürlich auf den Gedanken, es erwarte ihn dort nichts Gutes; über den Zustand ihres Hofes Bericht abzustatten, sei ja Wersebe beauftragt worden; eine Belohnung oder Beförderung könne ihn ebensowenig in Braunschweig erwarten; er wisse, dass Schleinitz ihn hasse, und selbst ohne zu ahnen, wovon die Rede sei, könne er eine Ungnade befürchten, da die allerunschuldigsten Menschen auf der Welt immer dessen gewärtig sein dürfen.

Auf den Einwand ihrer Mutter, dass Pöllnitz nichts zu Leide geschehen werde, antwortete Charlotte, ihr sei sein Schicksal äusserst gleichgültig, jede strenge Massregel gegen ihn könne aber einen fürchterlichen Sturm herbeiführen. „Er selbst könnte den Gedanken fassen, eine gefährliche Persönlichkeit zu sein und sich vielleicht gar einbilden, ich liebe ihn; wenn man ihn verabschiedete, wäre es möglich, dass er tausend unvortheilhafte Gerüchte über mich in Umlauf setze, obgleich ich ihn dessen nicht fähig halte.“

Anton Ulrich erkannte jedoch die Triftigkeit dieser Gründe nicht an. In seinem Zorne hörte er sogar auf, seiner Grosstochter zu schreiben. Ohngefähr um die selbe Zeit beging er, in seinem Eifer die Wahrheit zu enthüllen und die Schuldigen zu bestrafen, eine neue Taktlosigkeit, die Charlotte zur Verzweiflung brachte. In Wolfenbüttel befand sich damals ein russischer Knabe Namens „Lariwon“, der im Dienste des Zarewitsch stand. In Thorn



hatte Charlotte, wohl auf Bitten ihres Grossvaters, der einen russischen Diener (Kasatschok) an seinem Hofe zu haben wünschte, den Zarewitsch um Erlaubniss gebeten, den Knaben nach Wolfenbüttel schicken zu dürfen. Der Zarewitsch hatte eingewilligt, allein bemerkt, der Knabe sei sehr boshaft, er könne ihnen Beiden viel Unangenehmes zufügen; eigentlich müsse er, um aus ihm einen erträglichen Menschen zu machen, alle Tage Hiebe bekommen. Diesen Lariwon nun liess Anton Ulrich verhören. Zwei Lakaien wurden mit dem Verhör beauftragt, und durch sie legte man Lariwon so verfängliche Fragen intimster Art über das häusliche Leben der Kronprinzessin vor, dass die einfache, naive Beantwortung dieser Fragen, selbst wenn der Knabe gar kein Uebelwollen gegen seine Herrschaft gehegt hätte, nur durch die blosse Erzählung dessen, was um ihn her vorging, geeignet gewesen wäre, die Ansicht der Dinge zu verwirren und die Thatsachen in einem falschen Lichte darzustellen. Der Knabe war aber augenscheinlich lügenhaft und gegen seine Herrschaft erbittert; er begnügte sich nicht damit, die verschiedensten Détails über das Leben des Zarewitsch zu erzählen, er sagte auch aus, er habe selbst durch das Fenster gesehen, wie die Kronprinzessin Pöllnitz küsste; sie habe in Thorn oft um ihn geweint u. s. w.

Charlottens Verwandte hatten die Rücksichtslosigkeit, ihr diese Aussagen mitzutheilen. Man kann sich leicht die Empörung und Verzweiflung der jungen Frau denken, die gezwungen war, auf solche Beschuldigungen zu antworten, die sie in tiefster Seele aufbringen mussten und, wie sie sich ausdrückte, „ihr tödtlichen Kummer bereiteten.“ „Obgleich Alles, was Ew. Durchlaucht thun und zu thun nöthig befinden, für mich ein heiliges Gesetz sein sollte, und ich nur meinen Unglücksstern anklage in Allem was ge-



schehen ist, muss ich doch fragen: ist es denkbar, den kleinen Lariwon über die geringste meiner Handlungen verhören zu lassen und zwar durch zwei Lakaien, die gewiss seine Fabeln nicht verkleinert, sondern noch ausgeschmückt haben werden! Und darauf beruhen alle Verleumdungen gegen mich! Zwei Bösewichter, wie es auf der Welt nicht schlimmere geben kann, sind die Urheber dieser Unwahrheiten, Schleinitz, den Jedermann als einen grossen Lügner kennt, und Lariwon, der noch ein Kind ist und alles mögliche dumme Zeug erdenkt, weil er einmal durchgepeitscht worden ist.“

Um die Aussagen von Lariwon zu widerlegen, musste die Kronprinzessin Verhältnisse berühren, die wir mit Schweigen übergehen. Unter anderen fand sie sich genöthigt mitzutheilen, dass, wenn der Zarewitsch bisweilen die Nächte ausser dem Hause zubringe, es geschehe, weil die Trinkgelage, denen er beiwohne, bis 3—4 Uhr Morgens dauerten; während seiner Abwesenheit jedoch befinde sich immer ihre Cousine, die Prinzessin von Ostfriesland, in ihrem Zimmer. „Es ist wahr,“ schrieb Charlotte, „dass ich oft in Thorn geweint habe, aber ich denke vor einigen Wochen schon Ihnen die Ursache meiner Thränen erklärt zu haben. Lariwon hat mir verschiedene Geschichten von dem Zarewitsch hier erzählt, er sei in eine Frau verliebt, die sich in Thorn befindet, er trinke den ganzen Tag und tausend ähnliche Dinge, bis ich ihm zuletzt sagte, er solle schweigen oder ich würde es dem Zarewitsch sagen. Ich weinte damals gewiss nicht um Pöllnitz, aber um Alles, was ich meines Glaubens wegen ertragen musste. Es gehört dazu der unbeschreibliche Wunsch — Kinder zu haben, um sich so weit zu vergessen; ich würde aber tausendmal eher auf jegliche Hoffnung Kinder zu bekommen verzichten, als mich einem solchen Gedanken hingeben, so wider-



wärtig ist er mir. Unmöglich scheint es, dass all diese Erfindungen in dem Gehirne Lariwon's entstanden seien; irgend ein böser Geist muss ihm eingeflüstert haben zu behaupten, er habe gesehen, wie ich P. küsste. Nicht allein ist es eine Lüge, und hat nie geschehen können, es giebt aber sogar kein Fenster, durch welches man sehen könnte, was in meinem Zimmer vorgeht; diese Verleumdung fällt also von selber.“

Der Gedanke, dass all diese Gerüchte bis zu dem Zarewitsch gelangen könnten, ängstigte Charlotte ganz besonders und ein sehr begreifliches Grauen überfiel sie, wenn sie sich die Folgen vergegenwärtigte, welche diese traurige Geschichte möglicherweise nach sich ziehen würde. Weder der Charakter ihres Gemahls, noch die Vorstellung die sie sich von den russischen Sitten machte, waren beruhigender Art. Ihre Einbildungskraft beschäftigte sich vielleicht am allermeisten mit dem furchtbaren Beispiel, das sie in ihrem eigenen Hause erfahren. Noch lebte ihre unglückliche Tante, die Gemahlin des hannöverschen Kurfürsten Georg, in einem einsamen Schlosse gefangen, auf ewig getrennt von ihrer Familie und ihren Kindern, nachdem der junge Graf Königsmark am Eingange zu ihren eigenen Gemächern von unbekannten Mörderhänden gefallen war. Die Kronprinzessin beeilte sich, einem der Hofbeamten des Zarewitsch, Weissbach, den er besonders gern hatte, in's russische Lager nach Pommern zu schicken. Nach seiner Rückkehr aus Stettin gab Weissbach Charlotte die befriedigendsten Nachrichten. Er brachte ihr einen sehr liebenswürdigen Brief des Zarewitsch, in welchem Alexei seine Frau bat, sich durchaus keine Sorge zu machen, die ganze Welt könne sie verleumden, er werde nie glauben, was irgend einen Schatten auf sie werfe, weil er sie zu gut kenne. Auch wisse er, alle diese Lügen seien eine



teuflische Erfindung, um sie mit ihm zu entzweien; so Gott wolle, werde das aber Niemand gelingen. (Gebe es Gott! bemerkte Charlotte dazu.) Alexei sprach die Hoffnung aus, sie bald umarmen zu dürfen und ihr zu beweisen, dass er sie nie vergessen, wie sie es in ihrem Briefe zu fürchten scheine; im Gegentheile, er versichert sie mehr denn je zu lieben und den Augenblick des Wiedersehens, nach so langer Trennung, nicht erwarten zu können. Dasselbe hatte der Zarewitsch Weissbach aufgetragen, mündlich zu sagen. „Seitdem Weissbach mir Alles gesagt,“ schreibt Charlotte ihrer Mutter, „und mir den theuren Brief gebracht hat, kömmt mir Alles, was er thut und lässt, vortrefflich vor; sein Betragen erscheint mir im besten Lichte, während ich früher eine wahre Antipathie gegen ihn empfand. Wer weiss, ob man nicht bald sagen wird, ich sei auch in ihn verliebt.“

Besonders freute sich Charlotte über einen Vorfall, den ihr Weissbach erzählte und der ihr den Beweis lieferte, wie sehr Alexei Alles zu Herzen nahm, was sie persönlich anging, und sie mit ritterlichem Gefühl gegen alle Anfeindungen beschützte. Weissbach sprach besser russisch, als die übrigen Ausländer, ein Umstand, der ihn nicht allein dem Zarewitsch näher brachte, sondern auch den russischen Offizieren, die vor Stettin standen; einer von ihnen, Fürst Galitzyn, theilte ihm den Auftritt mit, der die Kronprinzessin so sehr erfreute. Sie hatte schon früher erfahren, dass ihr Gemahl einen heftigen Streit mit dem Fürsten Menschikoff gehabt habe, sie kannte aber den Grund des Streites nicht. Jetzt hörte sie, dass sie selbst der Gegenstand des Zerwürfnisses gewesen sei. Menschikoff hatte dem Zarewitsch und den höheren Offizieren im Lager ein Gastmahl gegeben; die Unterhaltung berührte den Hof der Kronprinzessin, und Menschikoff



drückte sich in wenig schmeichelhaften Redensarten über denselben aus. Er behauptete, die Leute, die Charlottens Hof bildeten, seien grob, unhöflich, unangenehm, spotteten über Alles und Jeden. („Er hat darin nicht Unrecht,“ fügt Charlotte hinzu, „gegen ihn und sein Gefolge waren aber Alle sehr höflich.“) Menschikoff wunderte sich, dass der Zarewitsch um seine Gemahlin Leute duldete, die sie ganz verderben könnten. Der Zarewitsch antwortete, diese Anklagen seien ungerecht, er kenne recht gut die Hofcavaliere seiner Frau. Ueberdem genüge es, dass die Kronprinzessin mit ihnen zufrieden sei, um auch ihn zufriedenzustellen. Er fürchte gar nicht, dass seine Gemahlin unter ihrem Einflusse leide, denn sie habe einen zu festen Charakter, um schlimmen Beispielen zu folgen. „Du bist blind für deine Frau,“ erwiderte darauf Menschikoff, „sie ist eitel.“ „Was weisst du von meiner Frau,“ unterbrach ihn eifrig der Zarewitsch, „vergiss nicht, welch ein Abstand zwischen ihr und dir ist.“ „Ich weiss es sehr wohl,“ entgegnete Menschikoff, „vergiss aber nicht wer ich bin.“ „Gewiss nicht,“ sagte der Zarewitsch, „du warst gar nichts und die Gnade meines Vaters hat dich zu dem gemacht, was du bist.“ „Ich bin dein Erzieher!“ rief Menschikoff aus, „du darfst nicht in solchem Tone mit mir sprechen.“ Der Zarewitsch lachte laut auf: „Du warst mein Erzieher, jetzt bist du es nicht mehr; ich kann, Gottlob, für mich selbst sorgen. Sage mir aber, was du gegen meine Frau hast?“ „Was ich gegen sie habe,“ antwortete Menschikoff, „sie ist eine hochmüthige Deutsche, und bildet sich viel auf ihre Verwandtschaft mit dem Kaiser ein; diese Verwandtschaft wird ihr übrigens wenig Nutzen schaffen. Zweitens liebt sie dich nicht, und sie hat darin ganz recht, denn du beträgst dich schlecht gegen sie. Kannst du denn auch bei deinem Aeusseren Liebe



erwecken?“ — „Wer sagt, dass sie mich nicht liebt?“ rief der Zarewitsch, „ich weiss bestimmt, dass es nicht wahr ist; ich habe sie gern und sie ist auch mit mir zufrieden. Gott erhalte sie nur am Leben, ich werde sehr glücklich mit ihr sein.“ „Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, dass sie dich nicht liebt,“ erwiderte Menschikoff. „Als du abreistest hat sie vor Aerger geweint, weil sie deine Gleichgültigkeit merkte und nicht weil sie dich liebte.“ „Du bist es nicht werth, sie nur anzusehen,“ sagte der Zarewitsch, „sie ist die Sanftmuth selbst und bekennt sie auch nicht meinen Glauben, so muss ich gestehen, dass sie sehr gottesfürchtig ist. Ich bin überzeugt, dass sie mich liebt, denn sie hat Alles verlassen um meinetwillen, und ich bin überzeugt, dass sie ehrenhaft ist. Was du sagst, wundert mich nicht, denn du beurtheilst die Fürstinnen des Reichs nach den unsrigen, besonders nach deiner Verwandtschaft, die gar nichts taugt, auch deine Barbara nicht (Menschikoff's Schwester). Du hast eine Schlangenzunge und dein Benehmen ist ganz gemein. Hoffentlich bringen dich deine Lästereien bald nach Sibirien. Meine Frau ist durch und durch rechtschaffen, und wer irgend etwas gegen sie sagt, den werde ich künftig als meinen bittersten Feind ansehen.“ „Ihr aber,“ fuhr der Zarewitsch fort, indem er sich an die Offiziere wandte, „wenn ihr meine Freunde seid und Alles, was Menschikoff gesagt hat, verdammt, so trinkt mit mir auf eine Gesundheit, die ich ausbringen will.“ Der Zarewitsch liess sein Glas und die Gläser der Offiziere füllen und trank auf die Gesundheit der Kronprinzessin. Alle Offiziere thaten dasselbe und warfen sich dann dem Zarewitsch zu Füßen. Menschikoff schwieg still, stand aber mit einem bekümmerten Gesichte von Tische auf. „Dieser Streit und der Aerger, den mein theurer Zarewitsch



dabei gehabt hat,“ schrieb Charlotte ihrer Mutter, „haben mich sehr aufgeregt; ich bin aber ausserordentlich glücklich darüber, dass so zu sagen das ganze Lager gesehen und gehört hat, wie er mich liebt. Die Freunde des Fürsten suchten später das Gerücht zu verbreiten, Menschikoff habe absichtlich den Streit herbeigeführt, um die Zuneigung des Zarewitsch zu mir offenkundig zu machen. Ist es wahr, so will ich ihm ewig dankbar bleiben. Weissbach versichert, das ganze russische Volk sei mir sehr wohlgesinnt; auch soll der Zar gesagt haben, wenn er nicht verheirathet und ich noch ledig wäre, so hätte er mich für sich genommen. Die Zarin erzählt überall, dass sie mich zärtlich liebt. Um Gotteswillen, bewahrt über Alles, was ich geschrieben, das tiefste Geheimniss; bei Todesstrafe ist es hier verboten, davon zu sprechen.“

Diese vielfachen Aufregungen mussten Charlotte in ihrer Einsamkeit höchlich verstimmen. Anfangs wollte sie ihrem Manne nach Pommern folgen, und sie bat die Zarin, bei deren Aufenthalt in Elbing, ihr die Erlaubniss dazu auszuwirken. Catharina rieth ihr aber zu bleiben, weil der Zar ihr keine Equipagen geben könne, und der Zarewitsch schlecht damit versorgt sei. Auch versprach sie ihr, einen Besuch Alexei's in Elbing auf jeden Fall zu ermöglichen.

Da die Reise nach Pommern unterbleiben musste, fing Charlotte an, sich mit dem Gedanken an eine Reise nach Wolfenbüttel zu beschäftigen. Es zog sie nicht allein der Wunsch dahin, zum letzten Mal ihre Verwandten zu sehen, sie wollte sich auch vor ihrer Mutter rechtfertigen, sie davon überzeugen, dass sie in ihrem Betragen keinerlei Anlass zu Verleumdungen gegeben, alle Missverständnisse aufklären, und sich mit guten Rathschlägen versehen. Sie wandte sich an Wehm und seine Frau, die



Beide Lieblinge der Zarin waren, und bat sie, im Fall der Zarewitsch keinen Urlaub erhielte, ihr die Erlaubniss zu verschaffen, nach Wolfenbüttel zu gehen. Sie versprach durch diese Reise dem Zaren nicht weitere Unkosten zu verursachen, und ganz gewiss vor Ende des Feldzuges zurückzukehren. Charlotte erhielt den Bescheid, sie möge lieber nicht von diesem Plane sprechen, denn sie werde nimmer die Erlaubniss dazu erlangen, und ihre Bitte könne nur zu tausend Unannehmlichkeiten für sie führen. Die Unruhe der Kronprinzessin erreichte den höchsten Grad, als sie zu Anfang September erfuhr, die russischen Truppen bereiteten sich zu einer Landung auf der Insel Rügen vor, und der Zarewitsch werde mit daran Theil nehmen. Vor der Landung der Truppen sollte noch ein Kampf mit der schwedischen Flotte, die die Meerenge vertheidigte, stattfinden. „Ich kann aus Erfahrung sagen“, schrieb Charlotte ihrer Mutter, „dass, so lange wir auf dieser Welt sind, der ganze Unterschied unseres beklagenswerthen Zustandes darin besteht, dass ein Kummer den anderen verdrängt; kaum meinen wir Athem schöpfen zu können, so erwartet uns schon ein neues Unglück. Das ist auch mein Loos. Obgleich der Zarewitsch nicht bei mir war, hatte ich bisher keinen anderen Kummer, als den der Trennung, der mir übrigens schwer genug wurde; ich tröstete mich von einem Tage zum anderen mit dem Gedanken, ihn bald wieder zu sehen; ausserdem wusste ich, dass er keinerlei Gefahr ausgesetzt war; jetzt muss meine Hoffnung einer tödtlichen Angst Platz machen, denn ich höre, der Zarewitsch hat den Befehl erhalten, mit an der Landung Theil zu nehmen. Seit ich diese schreckliche Nachricht erhalten, weiss ich kaum was ich mit mir selbst anfangen soll, so sehr quält mich die Unruhe um ihn. Der Zar wird verlangen, dass er sich allen



Gefahren aussetze, um Alles mit eigenen Augen zu sehen und zu erproben — kurz, ich erwarte das Allerschlimmste; zu gleicher Zeit baue ich aber fest auf Gott, der zu gerecht ist, um mich durch den Verlust meines Gatten namenlos unglücklich zu machen.“

Zu dieser qualvollen Stimmung der Kronprinzessin gesellte sich noch der Unmuth über die Nachsicht ihrer Familie gegen Schleinitz, der, nach wie vor, sich des Vertrauens des alten Herzogs erfreute. Ihrerseits hatte Charlotte entschieden beschlossen, ihn zu verabschieden. Im September zeigte sie ihm an, ihre Kasse sei zu arm, um ihm sein Gehalt auszuzahlen, um so mehr, da sie jede Hoffnung aufgegeben habe, ihn an ihrem Hofe zu sehen, wo Dank der Abwesenheit des Oberhofmeisters, alle Geschäfte sich in grösster Unordnung befänden. Da nun der dreijährige Termin seiner Dienstzeit, wie er in seiner Bestallung angegeben sei, ablaufe, stellt ihm die Kronprinzessin anheim, sich um einen anderen Posten zu bemühen, und wird seiner Ehrenhaftigkeit auch darin gerecht, dass sie überzeugt ist, er habe sehr ungern sein Gehalt bezogen, während er sich in der Lage befand, seiner Herrin durchaus keine Dienste zu leisten. Schleinitz war aber nichts weniger als geneigt, seine Stelle ohne Vergütung aufzugeben. Er verlangte, die Kronprinzessin möge ihm, bei seiner Abdankung, den Titel eines Kammerherrn mit dem Schlüssel ertheilen. Die Mutter der Zarewna unterstützte diese Forderung. Charlotte antwortete ihrer Mutter, sie hätte gern Schleinitzens Bitte erfüllt, allein er verdiene nicht eine Auszeichnung, die nur denen zu Theil werden dürfe, die ihrem Dienste in Ehren vorgestanden, und selbst um ihre Entlassung gebeten hätten. „Schleinitz wird nie aufhören schlecht von mir zu sprechen“, fuhr die Prinzessin fort; „erhält er den gewünschten Titel,



so wird er versichern, er habe selbst seinen Abschied genommen, und sei zum Kammerherrn ernannt worden, damit er nicht übel von mir rede. Uebrigens, wenn Sie es durchaus wollen, so werde ich gern sein Anliegen berücksichtigen.“

Im nördlichen Polen, wo sich mehrere russische Heeresabtheilungen befanden, wurde im Oktober eine Truppendislokation angeordnet. Die Türkei bestand, laut des am Pruth geschlossenen Vertrages, auf einer Entfernung der russischen Truppen aus Polen, und schickte einen Pascha dahin, um sich persönlich von der Erfüllung der Vertragspunkte zu überzeugen. Der Befehlshaber des russischen Corps, das in Elbing stand, erhielt in Folge dessen den Befehl, mit seinen Truppen nach Riga zu marschiren. Der Brigadier Balk, den Peter nach Elbing beorderte, um die bezüglichlichen Anordnungen zu treffen, brachte Charlotte einen Brief des Zaren, in welchem er sie bat, sich sofort nach Abmarsch der Truppen nach Riga und Petersburg zu begeben.

Dieser Befehl versetzte sie in die höchste Aufregung. Charlotte war nicht allein jung und unerfahren, sie war auch schüchtern und misstrauisch; bei der kleinsten Unannehmlichkeit sah sie alles im schwärzesten Lichte, und regte sich durch ihre eigenen Klagen und Thränen immer mehr auf. Sie hatte eine jener Naturen, die es nicht verstehen, sich in neue Verhältnisse und fremde Menschen zu schicken; ihr war aber die schwere Aufgabe zu Theil geworden, sich einem neuen Vaterlande, und einer ganz unbekannten Nationalität anzupassen. Zur Zeit Peter's des Grossen trat der Unterschied zwischen dem Occident und Russland noch viel bedeutender hervor als jetzt, und der Abstand zwischen der europäischen und russischen Bevölkerung wurde durch gegenseitiges Missverstehen



und Misstrauen aufrecht erhalten. Die erste Bekanntschaft der Kronprinzessin mit ihren neuen Landsleuten war nicht dazu angethan, ihr besonderes Wohlwollen einzuflößen, oder ihr eine richtige Vorstellung von der Nation zu geben. Die ersten Russen, die sie näher kennen lernte, waren die Offiziere und Soldaten der Elbing'schen Garnison, die mitten unter einer feindseligen Bevölkerung lebten. Man darf Charlotte daher nicht zu strenge beurtheilen, wenn sie sich, schon vor ihrer Ankunft in Russland, eine vorgefasste und theilweise irrthümliche Ansicht über den Nationalcharakter gebildet hatte.

„Ohne das Bewusstsein Ihrer Liebe“, schrieb sie ihrem Vater am 23. Oktober 1712, „wäre mir die ungeheure, schreckliche Entfernung von Ihnen noch unerträglicher. Ich habe nie eine sehr vortheilhafte Meinung von Russland und seinen Bewohnern gehabt, aber das, was ich gefunden, übersteigt doch meine Erwartungen. Man muss unter Russen leben und an einem Orte wo sie herrschen, um sie ganz kennen zu lernen. Um ihre Zuneigung zu erwerben, muss man Russin werden an Geist und Sitten, und auch dann gelingt es nicht immer; denn giebt es ein Volk, das schwer zu gewinnen wäre, so ist es das unsrige, d. h. das russische. Sie sind im höchsten Grade eigennützig; erweist man ihnen irgend einen Dienst, so glauben sie, man rechne auf ihre Dankbarkeit, und fangen diejenigen zu hassen an, die ihnen wohlgethan. Beschenkt man sie, so muss man ihnen mit der Dankbarkeit entgegenkommen, die selbstverständlich dem Geber zufallen sollte, und ihnen dafür danken, dass sie unsere Geschenke annehmen, — wo nicht, wird es ausserordentlich übel vermerkt. Ihre Begriffe sind sehr verwirrt, die schrecklichsten Ausschweifungen sind bei ihnen zu Hause; während des Gottesdienstes und Gebetes betragen sie sich



höchst leichtfertig; ihre Unreinlichkeit übersteigt alle Begriffe; es giebt keinen Ort in Deutschland, dessen Bewohner nicht gebildeter wären als die Russen, d. h. als diejenigen von ihnen, die nichts als ihr Vaterland gesehen haben; mit einem Worte, es ist ein sehr wenig anziehendes Volk. Man muss den Zarewitsch, meinen Gemahl, so ausschliesslich lieben, wie ich ihn liebe, um nicht zu schauern bei dem Gedanken an die Fortsetzung meiner Reise. Da ich aber in dem Zarewitsch eben so viel und sogar mehr gute Eigenschaften finde, als schlechte in seinem Volke, so werde ich es als ein Glück erachten, unter Leuten zu leben, die wenigstens eine wahrhaft gute Seite haben — ihrem Fürsten tief ergeben zu sein. Darum liebe ich die Russen, und es giebt keinen noch so abschreckenden Ort auf der Welt, wohin ich mich nicht gern in Begleitung des Zarewitsch begeben würde. Leider ist er noch immer in Pommern, und ich weiss nicht, wann ich die Freude haben werde, ihn nach einer sechsmonatlichen Trennung wiederzusehen. Morgen ziehen die Sachsen hier ein; unsere Besatzung ist aber viel stärker und schöner als die Ersatztruppen. Unsere Garnison besteht aus 1500 gewählten Soldaten, während die Sachsen nur 500 ganz zerlumppte Leute haben; sie hätten schon längst hieher kommen sollen, und sich ein wenig erholen. Die Polen und der König von Preussen haben alles Mögliche gethan, um sich der Stadt zu bemächtigen, doch ist sie den Sachsen zugefallen. Ich werde abreisen, sobald ich Geld bekomme.“

Ohngefähr in demselben Tone, aber noch niedergeschlagener, schrieb die Kronprinzessin an ihren Vater am 26. November: „Wenn ich in meinem Kummer nicht das Glück hätte, die Versicherung Ihrer Gnade und Zuneigung stets von Neuem zu erhalten, so wäre ich wohl



längst zu Grunde gegangen; dieser Trost aber bewahrt mich vor völliger Verzweiflung; ich bin schon halb darin versunken und weiss nicht, wie ich mich davor retten soll. Meine Lage ist viel trauriger und schrecklicher, als Sie es sich vorstellen können. Ich bin mit einem Menschen verheirathet, der mich nie geliebt hat, und mich jetzt weniger denn je mag; dessen ohngeachtet bin ich ihm ergeben, weil es meine Pflicht ist, und Gottlob! ich habe ihm nie einen Grund gegeben, daran zu zweifeln oder das Gegentheil zu glauben. Der Zar ist gnädig gegen mich, seine Frau auch, aber insgeheim schadet sie mir auf alle erdenkliche Weise, denn sie hasst mich jetzt so bitter, dass ich gerechten Grund habe sie mehr zu fürchten, als man es für möglich halten dürfte. Vielleicht wäre ich im Stande das Volk für mich zu gewinnen, wenn nicht die natürliche Abneigung der Russen gegen die Deutschen, die ihnen angeboren ist, mir ein unüberwindliches Hinderniss entgegenstellte; ich will gar nicht davon sprechen, dass Lutheraner in ihren Augen wenig besser als der leibhaftige Teufel sind, wenigstens hassen sie sie eben so sehr, und glauben sich verunreinigt durch ihre Berührung. Bei mir hält man die Russen für aufrichtig und treu, ich kann Sie aber versichern, dass dem nicht so ist, im Gegentheil, sie sind heuchlerisch und unzuverlässig, und nur die Strenge, mit der der Zar diese Fehler bestraft, zwingt sie eine Maske anzulegen, die sie in vortheilhaftem, aber unwahrem Lichte vor der ganzen Welt erscheinen lässt. Meine eigenen Leute sind die schlimmsten, die man hätte finden können. Sie nehmen gar keine Rücksicht auf mich; wenn sie einander schaden wollen, und um zu ihren Zwecken zu gelangen, wären sie bereit mich zu verkaufen. Ich habe es ja unlängst erfahren, da sie, um Pöllnitz vom Hofe zu entfernen, mir die empfindlichste



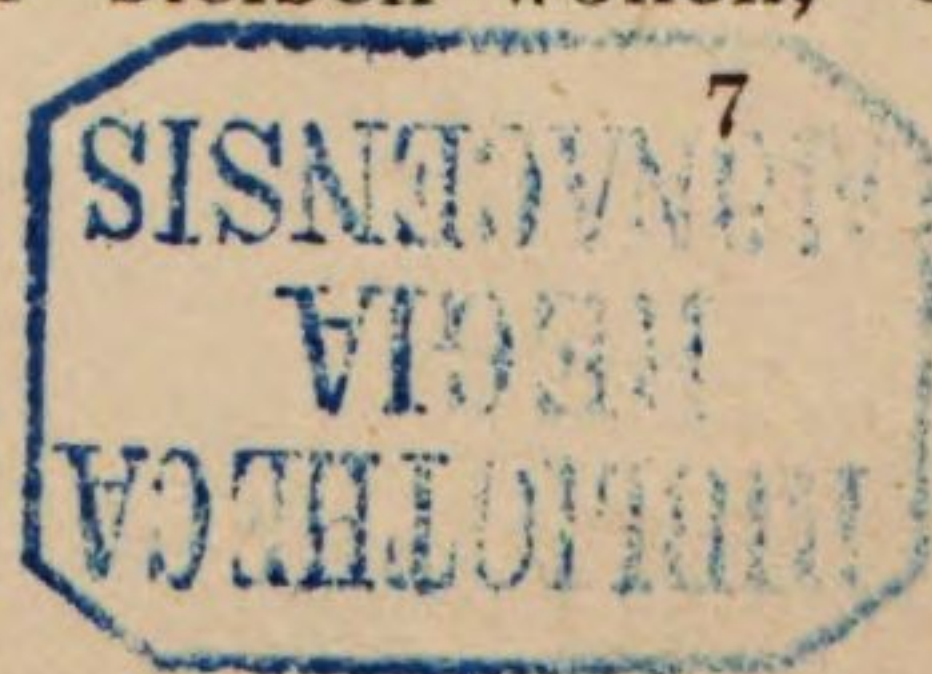
Kränkung zufügten und die schwärzeste und boshafteste Lüge erfanden. Sie waren vollkommen überzeugt den Sieg davon zu tragen, denn in Thorn hatte ich mehrmals gesagt, dass wenn ich das Unglück hätte, das Opfer einer solchen Verleumdung zu werden, so würde der Mensch, den der böse Leumund bezeichnete, wenn auch unschuldig, es schwer büßen; ich würde ihn als meinen gefährlichsten und bittersten Feind hassen. Und wirklich, sobald ich die abscheulichen Gerüchte erfuhr, trachtete ich danach P. los zu werden.“

Aus demselben Briefe ersehen wir, dass nicht allein der alte Herzog fortfuhr mit seiner Grosstochter unzufrieden zu sein, sondern auch ihre Mutter zuletzt so erzürnt auf sie war, dass sie aufhörte ihr zu schreiben. Der angebliche Grund dieses Zerwürfnisses scheint Charlottens dauernde Weigerung, Pöllnitz nach Wolfenbüttel zu schicken; sie setzte voraus, man werde dort die Angelegenheit untersuchen und ihr eine erneute Wichtigkeit geben, da sie doch viel eher hätte todtgeschwiegen werden sollen.

Wiederum fing Charlotte an, ihrem Vater auseinander zu setzen, warum sie es für unmöglich gehalten, Pöllnitz nach Wolfenbüttel zu senden. „Wenn ich nicht irre“, schrieb sie, „habe ich mehrere Male in meinen Briefen versprochen, Pöllnitz zu entfernen; leider glaubte man mir nicht. Jetzt verspreche ich es Ihnen von Neuem, und hege die zuversichtliche Hoffnung, dass Sie mir endlich Glauben schenken werden. Ich will ihn hier, und zwar vor Ablauf der Woche verabschieden. Schon längst war ich dazu entschlossen, und habe nie die Absicht gehabt, ihn nach Petersburg oder selbst nach Riga mitzunehmen. Sollte ich meinen guten Namen so wenig schätzen, dass ich aus reinem Leichtsinne mich und meine ganze Familie Preis gäbe? Im Gegentheil, ich bin in Ver-



zweiflung darüber, dass man diesen bösen Klatsch überall herumträgt, aber, aufrichtig gesagt, liegt die ganze Schuld an dem grossen Lärm, den man in Wolfenbüttel gemacht hat, wo man durch Lakaien den abscheulichen Lariwon verhören liess, und dann den geheimen Rath zusammenrief, um zu deliberiren, wie man in solchem Falle handeln müsse. Auch wenn ich eines ähnlichen Vergehens wirklich fähig gewesen wäre, hätte man es geheim halten und todt schweigen sollen. Könnte ich mich auf irgend eine Unvorsichtigkeit besinnen, die einen Vorwand zur Verleumdung bieten konnte, so würde ich sie ewig bereuen, und mich nicht über meine erbitterten Feinde beklagen. Die klügsten Leute werden zuweilen durch die Macht der Verhältnisse in Irrthümer verstrickt, es ist also nicht zu verwundern, wenn ich auch habe angeschuldigt werden können, aber ich schwöre Ihnen zu, wie vor Gottes Angesicht, dass ich mich unzählige Male gefragt habe, ob mein Betragen nicht dazu Veranlassung gegeben, und ich bin mir nicht der geringsten Schuld bewusst. Sie würden mir den grössten Gefallen erweisen, wenn Sie mir die Urheber dieser Lügen nannten; da mir meine Bitte schon ein Mal abgeschlagen worden, will ich sie nicht wiederholen, und mich mit dem Glücke begnügen, Ew. Durchlaucht und meiner Frau Mutter Befehle zu erfüllen. Ich betheure Ihnen, dass ich nichts so wünsche, als Ihnen gehorsam zu sein, was ich bis zum Ende meiner Tage immer bleiben will, wenn ich auch Kaiserin des ganzen Erdbodens würde. Schon längst hätte ich es Ihnen beweisen mögen, aber ich kenne den Zarewitsch, meinen Gemahl, und Russland zu gut, und gebe Gott, dass meine Befürchtungen grundlos seien! Als Zeichen meiner Unterwürfigkeit werde ich Borden und Brandenstein's Schwester behalten, so lange sie bei mir bleiben wollen, obgleich





sie mir und meinen Hofbeamten viel Unannehmlichkeiten machen. Ich will sogar versuchen an ihre Ergebenheit zu glauben. Was Meyer betrifft, so hat Brandenstein schon vor vierzehn Tagen an den Oberhofmeister Schleinitz geschrieben, er möge ihn entlassen; ich kann es nicht selbst thun, und von irgend einem anderen Hofbeamten hätte Meyer keinerlei Verfügung entgegengenommen, vielmehr den Betreffenden beleidigt und gekränkt. Dennoch erwarte ich, dass er plötzlich wieder hier erscheint, denn er rühmt sich der ausserordentlichen Gnade, die ihm in Braunschweig zu Theil wird. Kömmt er zurück, so verlassen mich Brandenstein, Blomberg und alle Beamten zweiten Ranges; nichts desto weniger will ich Alles erfüllen, was Ew. Durchlaucht für nothwendig erachten und mir befehlen.“

Welcher Art die Forderungen der Wolfenbüttel'schen Familie waren, ersehen wir nicht aus diesem Briefe; wahrscheinlich betrafen sie das Verhältniss Charlottens zu verschiedenen Hofleuten, die mit Theil genommen an der Pöllnitz'schen Geschichte. Die Kronprinzessin entschloss sich endlich, ihren Eltern nachzugeben. Ganz besonders bewog sie dazu die Unzufriedenheit ihrer Mutter, der sie nicht mehr zu schreiben wagte. Ihre letzten Briefe sind alle an ihren Vater gerichtet. In dem oben angeführten Briefe beschwor sie ihn, ihr die Verzeihung der Mutter zu erwirken. „Gott weiss, dass diese Unzufriedenheit mich mehr betrübt als mein Unglück, und selbst die schändliche Verleumdung, deren Opfer ich bin. Auf die Verzeihung des Herzogs habe ich gänzlich verzichtet, obgleich Gott mein Zeuge ist, dass ich an dem Verluste seiner Gnade unschuldig bin, denn ich habe nur so gehandelt, um mich vor dem Verderben zu schützen, das



ich jetzt für unausbleiblich halte. Der allmächtige Gott kann übrigens Alles zum Besten wenden.“

Die Lage der Prinzessin war damals im höchsten Grade bedauernswerth. Seit acht Monaten lebte sie von ihrem Manne getrennt, und die Nachrichten, die sie über sein Leben im Lager erhielt, waren nicht tröstlich. Es gelangten auch Gerüchte zu ihr von der veränderten Gesinnung der Zarin, die sie in Elbing mit Zärtlichkeit überschüttet hatte, nun aber sie beneidete und sich ihr feindselig erwies. Charlotte war vollkommen aufrichtig, wenn sie sich „die unglücklichste Frau der Welt“ nannte, die, fern von ihrem Vaterlande und ihrer Familie, in einem Lande leben musste, wo man sie nicht liebte. „Die Gnade des Zaren,“ schrieb sie, „kann sich ändern, die Zuneigung des Zarewitsch ist nicht gross, ich bin von Leuten umgeben, deren schlechtes Leben und Benehmen mich zur Verzweiflung bringt, der Neid der Zarin ist stärker als ihre Freundschaft zu mir, der böse Leumund hat mich auf's Empfindlichste gekränkt, mein reines Leben ist durch boshafte Gerüchte angeschwärzt, und um das Mass voll zu machen, will der Herzog nichts mehr von mir wissen.“

Es ist wohl sehr natürlich, dass Charlotte es nicht länger unter solchen Verhältnissen aushielt, und sich entschloss, um jeden Preis ihre Familie wiederzusehn, ehe sie nach Russland abreiste. Ganz plötzlich traf sie die nothwendigen Anstalten zu diesem Besuche, der in die ersten Tage des Decembers fiel, bald nachdem sie ihrem Vater den oben angeführten Brief geschrieben, in welchem sie ihn bittet, sie mit ihrer Mutter zu versöhnen. Schon am 28. Oktober war die Rede von Charlottens Reise nach Russland gewesen; sie schrieb darüber an Peter: „Den allergnädigsten Befehl Ew. Czaarischen Majestät habe ich durch den Brigadier Balk erhalten, und hätte nicht



gesäumt ihn zu erfüllen, wie es meine Pflicht erheischt; auch war ich ganz bereit diese Stadt zu verlassen; weil ich aber ohne Geld bin, erwies es sich als unausführbar; darum bitte ich Ew. Czaarische Majestät, diese Verzögerung mir zu Gnaden zu halten, denn sobald ich Geld bekomme, werde ich schleunigst Ew. Czaarischen Majestät beweisen, dass jeder Ihrer Befehle von mir unverzüglich befolgt wird.“

Man sieht, wie plötzlich sich Charlotte entschlossen haben muss, nach Braunschweig zu gehen; sie bat den Zaren nicht um seine Erlaubniss dazu, denn sie fürchtete wohl, er könne ihr die Bitte abschlagen, und ebenso wenig versicherte sie sich der Einwilligung ihrer Eltern. Am 13. December zeigte sie einfach ihrem Vater an, sie werde in wenig Tagen nach Wolfenbüttel abreisen. „Da die Entfernung zwischen uns,“ schrieb sie, „nicht allzu bedeutend ist, und der Zarewitsch, mein Gemahl, sich auf dem Kriegsschauplatze befindet, so würde ich es für sündhaft erachten, nicht die Gelegenheit zu ergreifen, Sie noch ein Mal in diesem Leben zu sehen. Dieses einzige Glück, das mir auf der Welt bleibt, ist so gross, dass es mir Trost bieten soll in all meiner Trübsal, und mir helfen wird meinen Kummer eine Zeit lang zu vergessen.“ Charlotte bittet ihren Vater in diesem Briefe, er möge es ihr vergeben, dass sie, ohne seine Einwilligung abzuwarten, sich auf den Weg macht: „wenn ich länger warten sollte, wäre ich vielleicht genöthigt nach Riga abzureisen.“ Sie wusste wahrscheinlich schon damals, dass Peter seine Frau und seinen Sohn nach Russland zurückschickte, und sie angewiesen hatte, bei der Durchreise durch Elbing auch Charlotte mitzunehmen. Als gegen Ende December Catharina und der Zarewitsch in Elbing eintrafen, fanden sie Charlotte nicht mehr vor. Die Kronprinzessin war zu An-



fang des neuen Jahres in Magdeburg, unweit Braunschweig, angekommen. Dort erhielt sie einen Brief ihres Vaters, der ihr jede Furcht benahm, unwillkommen zu erscheinen, und auf diese Weise das einzige Hinderniss hinwegräumte, das einem schönen Wiedersehen entgegenstand.

Durch ihren unerwarteten Besuch erregte aber Charlotte den Zorn ihres Grossvaters Anton Ulrich, der überhaupt ihr Benehmen missbilligte und besonders fürchtete, ihre eigenmächtige Abreise könne ihr freundliches Verhältniss zu dem Zaren trüben. In einem Briefe vom 24. Januar klagte der Herzog seinem alten Freunde Leibnitz, den er scherzweise den russischen Solon nannte, über seine Grosstochter, und schrieb ihm, sie brauche wohl sehr seine weisen Rathschläge, da sie, von Heimweh geplagt, recht „mal à propos“ nach Wolfenbüttel gekommen sei. Leibnitz suchte den Herzog zu beruhigen. „Wenn man die Rückkehr der Kronprinzessin nicht loben darf,“ schrieb er ihm, „so sollte man sie auch nicht zu strenge beurtheilen, da sie im Begriffe stand, sich von ihren hohen Verwandten durch eine unermessliche Entfernung, vielleicht auf immer zu trennen. Möglicherweise wird sich danach Alles besser gestalten. Nur dürfte die Prinzessin nicht zu lange von ihrem Gemahle entfernt bleiben.“

Unterdessen hatte Anton Ulrich dem Zaren nach Friedrichstadt einen Kammerjunker von Krahm mit einem Briefe geschickt, in welchem er die Handlungsweise seiner Grosstochter zu rechtfertigen sucht. Peter antwortete, er habe schon längst die nöthigen Anordnungen getroffen, damit die Kronprinzessin rechtzeitig alle ihr zukommenden Gelder empfangen; wahrscheinlich seien die Summen, in Folge der schwierigen Verhältnisse des Augenblicks, ausgeblieben, oder aber, man habe in Moskau keine passende Gelegenheit gefunden, um sie der Kronprinzessin zu über-



senden. Der Zar spricht ferner seine Verwunderung darüber aus, dass dieser Umstand die Kronprinzessin habe veranlassen können, plötzlich nach Braunschweig abzureisen, ohne ihn davon in Kenntniss zu setzen. Peter fügt hinzu, er habe befohlen, die nöthigen Gelder durch den Hamburger Banquier Poppe zu remittiren, und spricht die Hoffnung aus, Charlotte werde sogleich, nach Empfang derselben, nach Petersburg abreisen <sup>1)</sup>. Seiner Schwiegertochter schrieb Peter: „Ew. Liebden an Uns gerichteten Brief haben Wir erhalten, und daraus ersehen, was Sie zu Ihrer plötzlichen Abreise nach Braunschweig bewogen hat. Wir wollen nicht weiter auf die von Ihnen angeführten Gründe zurückkommen, können aber nicht umhin zu gestehen, dass dieser Ihr rascher und ohne Unser Wissen gefasster Entschluss Uns höchlich verwundert hat, um so mehr, als Wir uns nie geweigert hätten, Ihrem Wunsche zu willfahren, Dero Eltern wiederzusehen, so wir davon Kenntniss gehabt hätten. Was Ew. Liebden ferner von Dero Geldmangel schreiben, so sehen wir nicht ein, wie dieser Umstand zu Ihrem Entschlusse führen konnte. Unsere Gemahlin hat mit Unserem Kronprinzen schon vor einiger Zeit die Rückreise in Unser Reich angetreten, und ist glücklich in Petersburg angelangt, wohin Ew. Liebden ihr hoffentlich bald folgen werden.“

1) Wie sehr Charlotte an Geldmangel litt, ersieht man aus den Rechnungen von Meyer. Von dem Tage ihrer Hochzeit an bis zum 25. Januar 1713 kamen ihr zum Unterhalte ihres Hofes 62500 Thaler zu. Anstatt dessen wurde ihr ausgezahlt:

gleich nach der Vermählung: 12500 Thlr.,

durch Menschikoff im Mai 1712: 5000 Rbl.,

in Elbing im Juli 1712: 10000 Rbl.,

wenn man den Rubel einem Thaler gleich zählt, ohngefähr 27500 Thaler. Ustrialoff, Bd. VI. p. 316.



Charlotte konnte aber wiederum aus Geldmangel Braunschweig nicht verlassen. Sie schrieb einige Male an den Zaren, suchte ihre Reise zu rechtfertigen und setzte ihre Lage auseinander. Ihre Briefe besänftigten allmählig den Zorn des Zaren, und am 11. Februar schrieb ihr Peter in freundlicherem Tone: „Ew. Liebden verschiedene an Uns gerichtete Briefe haben Wir richtig erhalten und daraus ersehen, was Sie zu Ihrer raschen Abreise aus Elbing bewogen hat. Wir setzen voraus, dass Sie die 5000 Dukaten, die Ihnen durch den Sohn des Baron Lewald (soll heissen Löwenwolde) übersendet worden sind, jetzt schon richtig empfangen haben; hiebei schicken Wir Ihnen noch einen Wechsel auf 25 Tausend Jefimki (Johannisthaler) Albertus, durch den Banquier Poppe aus Hamburg zu beziehen, und hoffen zuversichtlich, dass Ew. Liebden in kürzester Frist die Reise nach Riga und Petersburg antreten werden, wohin Unsere Gemahlin und der Kronprinz schon vor einiger Zeit gegangen sind. Zur rascheren Beförderung Ihrer Reise in Unseren Staaten werden Wir alsbald die nöthigen Anordnungen treffen und versichern Sie Unserer steten väterlichen Zuneigung, mit der Wir verbleiben Ew. Liebden wohl affectionirter Vater.“

Bis zum Empfange dieses Briefes war der alte Herzog Anton Ulrich in grosser Unruhe um seine Enkelin gewesen. Am 23. Februar<sup>1)</sup> n. St. schrieb er darüber an Leibnitz nach Wien: „Unsere Zarowitzin ist noch immer hier, nicht *meo consilio sed tolerantia*. Sie hat zur unzeit das Heimbwehe bekommen, verlangt zur unzeit vom Zar ihre nachständige Gelder und möchte auch wohl zur unzeit wieder abreisen, wan es in Polen unruhiger sollte wer-

---

1) Folglich am 12. Februar alt. St. und vor Empfang des von uns angeführten Briefes vom 11. Februar.



den. Wan Kinder überklug sein und sich selbst regieren wollen, gehet es selten wol ab.“ Der Brief Peter's beruhigte Charlottens Verwandte. Sie wünschten nur noch eine vollkommene Aussöhnung des Zaren mit seiner Schwiegertochter anzubahnen, und zu dem Zwecke eine Zusammenkunft zu bewerkstelligen, in welcher Charlotte sich vor ihrem Schwiegervater hätte rechtfertigen können.

Es bot sich dazu eine vortreffliche Gelegenheit; Peter wollte den Kurfürsten von Hannover besuchen, um persönlich mit ihm Kriegsoperationen gegen die Schweden zu verabreden. Es galt also den Zaren zu überreden, aus Hannover nach Braunschweig oder Wolfenbüttel zu kommen, und Charlotte schrieb deshalb an den Kanzler Gollowkin: „Ich halte es für das Beste mich an Ew. Erlaucht zu wenden, mit der Bitte Se. Zarische Majestät zu vermögen, nicht an uns vorüberzufahren; der directe Weg aus Hannover nach Berlin geht über Braunschweig, und der Herzog, sowie mein Vater und meine Mutter, wären in Verzweiflung, wenn Se. Majestät sich in solcher Nähe befänden, ohne dass sie die Ehre hätten den Zaren hier zu begrüßen; für mich wäre es das grösste Missgeschick, denn ich erwarte mit Ungeduld die glückliche Minute, wo ich die Hand Seiner Majestät werde küssen dürfen und von Ihm den Befehl erhalten, mich zu dem Prinzen, meinem Gemahle, zu begeben. In jedem Falle, wenn Se. Majestät nicht hieher kommen wollen, hoffe ich, dass Allerhöchst dieselben mir die Gnade erweisen werden, einen Ort zu bestimmen, wo ich Sie sehen kann.“

Am 1. März 1713 kam Peter in Hannover an, und wurde dort mit grosser Feierlichkeit empfangen. Thätig wie immer nahm er am nächsten Tage alle Kirchen und andere Merkwürdigkeiten in Augenschein, und blieb dann noch bis zum 4. März in Hannover, weil er sich, aus Ver-



anlassung des Ablebens der Königin von Preussen, schwarze Kleider machen lassen musste.

Aus Hannover versprach Peter nach Braunschweig zu gehen.

Am 3. März benachrichtigte Anton Ulrich Leibnitz davon: „Der Zar so itzo zu Hannover, wird morgen bei mir zu Saltz Dahl sein. Er hat die precipitirte resolution der Zarowitzin, so wie Er in seinem Briefe meldet, sonder sein vorwissen geschehen, also abgestrafet, das sie bei 40000 Rubel bekommen, wovon Sie die rückreise nach Petersburg kan antreten.“

Der Zar hielt Wort, kam nach Braunschweig, war ausnehmend freundlich gegen seine Schwiegertochter und ihre Verwandten, und blieb einige Tage bei ihnen. Der alte Herzog gewann seine gute Laune wieder, eilte auch Leibnitz seine Freude mitzutheilen. „Der Zar ist diese Woche zu Saltz Dahl und allhie gewesen, da S. Maj. die gallerie und hiesige operra gantz wol gefallen haben, auch dabei in allen ein sonderbares Vergnügen spüren lassen<sup>1)</sup>, und gegen die Zarowitzin sich gar gnädig erzeiget, welche statlich beschenket und dabei ermahnet worden, ihre reise nach Moscau zu beschleunigen, die sie nun auch künftige Woche wird antreten und aller apparentz nach, Europa auf ewig verlassen.“

Die Antwort auf diesen Brief enthält den Ausdruck

---

1) Wie so viele andere deutsche Fürsten, ahmte Anton Ulrich Ludwig XIV. nach in der Einrichtung seines Lustschlosses. In Saltz dahlen war die grosse Gallerie 200 F. lang und 40 F. breit und rivalisirte mit der berühmten „Galerie des glaces“ in Versailles. In dieser Galerie und in einem anstossenden Saale, befand sich die Gemäldesammlung von Anton Ulrich. In den übrigen Zimmern waren alle möglichen Seltenheiten und Kunstgegenstände aufgestellt.



der Befriedigung über die von dem Herzoge herbeigeführte Lösung, zugleich aber spricht der vorsichtige Leibnitz die Hoffnung aus, es werde der Hofstaat der Kronprinzessin möglichst gut reorganisirt werden, und fügt den Rath hinzu, Ihre Hoheit möge, wenigstens für die erste Zeit, nicht zu viel Leute mit nach Moskau nehmen.“

Leider befolgte Charlotte nicht diesen weisen Rath. Wir kennen nicht genau die Zahl der Leute, die sie mit nach Russland nahm; im Archive befindet sich nur das Verzeichniss der Personen, die sie bei ihrer Abreise nach Riga in Elbing zurück liess. Von den 39 Individuen, die in dem Verzeichnisse angegeben sind, gehören 7 zu ihrem eigentlichen Hofstaate: ein Stallmeister, der Pastor und seine Frau, der Arzt und zwei Pagen nebst ihrem Hofmeister, alle Uebrigen zur Dienerschaft. Im letzten Lebensjahre der Kronprinzessin bestand ihr Hofpersonal aus 110 Personen — den abwesenden Oberhofmeister, 2 ausländische Agenten und eine zahlreiche untere Dienerschaft (Chlopzy) mit eingeschlossen; die letztere war, allem Anscheine nach, in Petersburg dazugekommen.

Von ihrer ganzen Umgebung stand Charlotten ihre Cousine am nächsten, Juliane Luise, Prinzessin von Ostfriesland, die sie nach Russland aus rein persönlicher Anhänglichkeit, gegen den Wunsch ihrer Verwandten begleitete. Wie es häufig bei derartigen, intimen Verhältnissen der Fall ist, beschuldigte man später die Prinzessin, zu dem Zerwürfnisse zwischen Charlotte und dem Zarewitsch beigetragen zu haben; sie soll finsternen Charakters gewesen sein, legte Alles zum Bösen aus, suchte nie zu vermitteln, schürte das Feuer anstatt es zu löschen. Charlotte liebte sehr ihre Cousine; sie sagte, das Leben sei ihr nur durch die Anwesenheit der Prinzessin einigermaßen erträglich geworden; dieser einen, treuen Freun-



din konnte sie wenigstens ihr Leid klagen. Vor ihrem Tode beruhigte sich Charlotte erst, nachdem die Prinzessin ihr versprochen hatte, Mutterstelle bei ihren Kindern zu vertreten, und während ihrer letzten Augenblicke sorgte sie noch in der rührendsten Weise für das fernere Schicksal ihrer Freundin.

Aus Charlottens Briefen an ihre Mutter lässt sich nichts über den Charakter der Prinzessin oder über den Einfluss, den sie auf Charlottens häusliche Verhältnisse ausüben konnte, schliessen, denn sie erwähnt ihrer kaum.

Den Titel eines Oberhofmeisters der Kronprinzessin führte nach wie vor Baron Schleinitz, der sich wahrscheinlich in Braunschweig vor Charlotte entschuldigt hatte, und nicht allein seinen Titel, sondern auch sein Gehalt behielt; obgleich er nach wie vor in Hannover als russischer Gesandter residirte, wurde ihm sein Oberhofmeistergehalt bis zum 1. Juli 1714 ausgezahlt.

Schleinitzens Rechtfertigung zog natürlich die Entlassung anderer, an den Elbing'schen Geschichten beteiligten Personen nach sich, wie Meyer, Pöllnitz, Frl. von Brandenstein u. A. In Folge seiner steten Abwesenheit wurde Kammerherr von Brandenstein die Hauptperson an Charlottens Hofe; als Stallmeister an Pöllnitzens Stelle trat Herr von Marschall von Biberstein, dessen Vetter eine wichtige Stellung im preussischen Staatsdienste einnahm. Unter den Damen finden wir ihre frühere Staatsdame am Hofe zu Torgau, Frau von Roo; sodann zwei andere Ehrendamen, Marschall von Biberstein und Streithorst, mehrere Hoffräulein: von Arnheim, Pflügge, Rossgarten u. s. w.

Es fehlte aber noch eine Hauptcharge in dem weiblichen Hofstaate: die Oberhofmeisterin. Schon längst hatte die Kronprinzessin sich nach einer Dame umgesehen, die



allen Anforderungen dieser Stellung entsprochen hätte, jedoch vergeblich. Einer polnischen Gräfin Dönhoff wurden Anträge gemacht, aber zurückgewiesen. Von mehreren Seiten wurde der Kronprinzessin nun eine französische Gräfin empfohlen, die damals in Danzig lebte; bei ihrer Durchreise lernte Charlotte sie kennen, und trug ihr sofort die Stelle ihrer Oberhofmeisterin an.

Da in gewissen Memoiren aus jener Zeit viel von den Beziehungen der Gräfin zu Charlotte die Rede ist, so müssen wir den Leser näher mit dieser Persönlichkeit bekannt machen. Im 17. Jahrhundert sah man durchgängig in ganz Europa eine zahlreiche Klasse von Leuten aufkommen, die erst zu Ende des 18. Jahrhunderts, in Folge der gewaltsamen politischen und socialen Umwälzungen jener Zeit, wieder verschwand. Sie bestand aus Leuten aller Nationalitäten, zum grossen Theil von edler Abkunft, die im eigenen Lande verkommen, auswärts ihr Glück suchten. Unter ihnen gab es sittenlose Abentheurer, Schwindler, die sich auf fremde Kosten bereichern wollten, aber zuweilen auch ehrenhafte Persönlichkeiten, viele Offiziere, die um irgend eines unglücklichen Zweikampfes willen ihr Vaterland verlassen mussten. Sie traten in auswärtige Kriegsdienste, oder drängten sich an die zahlreichen grossen und kleinen Höfe der damaligen Zeit, und übten einen bedeutenden Einfluss auf den Charakter der Gesellschaft, bald in gutem, bald in schlechtem Sinne, je nach den Kreisen, aus welchen sie hervorgegangen. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes vergrösserte ungemein ihre Zahl. Hunderte von hugenottischen Familien zogen nach Nord und Ost, verliessen ihr Vaterland, Habe und Gut, um ihrem Bekenntnisse treu zu bleiben. Diese hugenottischen Familien waren meist Muster strenger Sittlichkeit und verachteten über Alles den Abfall vom Glauben. Sie wurden



gastfreundlich aufgenommen an vielen protestantischen Höfen Deutschlands, und bekleideten bald so viele wichtige Aemter, dass sie einigen von diesen Höfen einen durchaus französischen Anstrich gaben. Frau Moreau de Brasey, Gräfin Lion, gehörte durch ihre Mutter, einer geborenen Gräfin Lion, zu diesen aristokratischen Familien. Damen ihrer Verwandtschaft, die de la Chevalerie, de la Motte, de Melville, de Sassetotte, nahmen an den Höfen von Celle, Hannover und Berlin die vornehmsten Stellen ein. Ihre Tante, Mme. de Sassetotte, war z. B. Erzieherin der Prinzen des hannöverschen Hauses und wurde später Oberhofmeisterin der Königin von Preussen. Durch ihren Vater, Herrn Brinkhorst, stammte Frau Moreau de Brasey aus weniger hohem Hause. Sie wurde im Haag geboren und erzogen und heirathete einen französischen Huguenoten, Mr. de la Primaudaye. Als Wittwe verliebte sie sich in einen jungen französischen Offizier, Moreau de Brasey, und um das Recht zu erlangen, mit ihm in Frankreich zu leben, trat sie zur katholischen Kirche über. Diese Bekehrung betrückte tief ihre Mutter, und entzweite sie mit ihren zahlreichen adligen Verwandten.

Ihr Mann, Moreau de Brasey, zeigt einen der interessanten Typen des 17. Jahrhunderts. Er erlangte eine gewisse Berühmtheit als Verfasser ziemlich merkwürdiger Mémoires, die für den Feldzug am Pruth Bedeutung haben<sup>1)</sup>. Da er durchaus nicht zum Zweck hatte, der Nachwelt genaue Kunde von dem Erlebten zu überliefern, son-

---

1) Das darauf bezügliche Fragment ist von Puschkin übersetzt. Der volle Titel dieser jetzt seltenen Mémoires lautet: „Mémoires amusants et satiriques de Messire J. M. D. B. C. de Lion, Colonel du Régiment de Dragons de Casanski et Brigadier de Sa Maj. Czarienne, à Vérétopolis chez Jean Disant Vrai. 1716. 3 vol.



dern vielmehr seine Leser ergötzen und sich an seinen Feinden rächen wollte, so darf man sich nicht immer dieser Mémoires als einer historischen Quelle bedienen. Sie sind aber auch da, wo sie nicht glaubwürdig erscheinen, immer lehrreich, so vortrefflich schildern sie die Epoche und die Mitte, in welcher der Verfasser lebte.

Während des spanischen Erbfolgekrieges focht das Regiment, bei dem Moreau de Brasey damals stand, in Belgien. Zu Anfang des J. 1710 sah sich de Brasey in Folge verschiedener unangenehmer Auftritte mit seinem Obristen genöthigt, den französischen Dienst zu verlassen und nach Holland zu fliehen. Dieser Umstand veranlasste die französische Regierung, auch seine Frau aus Frankreich zu verbannen. Aller Mittel beraubt, sah sich de Brasey gezwungen, fremde Dienste zu suchen. Die Verwandten seiner Frau, tief erzürnt über ihre Bekehrung, wollten nichts für ihn thun; er entschloss sich also, mit seiner Frau nach Danzig zu gehen, wo er sie liess, und reiste selbst nach Riga, um dem Zaren seine Dienste anzubieten. Er erzählt, Baron Löwenwolde, der damalige General-Commissar von Livland, habe ihn ausgezeichnet empfangen und in russischen Diensten, mit dem Range eines Brigadiers, angestellt. Nach Beendigung des Feldzuges am Pruth, wo er Equipagen, Pferde und alle seine Habseligkeiten verlor, wurde er, wie viele andere ausländische Offiziere, entlassen. Kaum in Danzig angekommen, erfuhr er durch russische Offiziere, die er während des Feldzugs kennen gelernt hatte, dass die Kronprinzessin, die sich in Elbing aufhielt, eine Oberhofmeisterin suche. Nun wandte er sich an Weissbach, der im Dienste des Zarewitsch stand, und liess sich von ihm Huyssen empfehlen, dem er, bei-läufig, eine selbst verfasste Parodie von Virgil übersandte.

Lange blieben alle Bemühungen der Gräfin de Lion,



an Charlottens Hof zu gelangen, fruchtlos. Endlich gab ihre Tante, Mme. de Sassetotte, den Bitten gemeinschaftlicher Freunde nach, und entschloss sich, sie der Kurfürstin von Hannover zu empfehlen. Auch mehrere polnische Grosse verwendeten sich für sie, unter Anderen der Baron Holtz, Castellan von Danzig. So viele Bemühungen wurden schliesslich durch den Erfolg gekrönt, als die Kronprinzessin auf ihrem Wege nach Russland durch Danzig reiste.

### III.

#### **Das Leben in Petersburg.**

Im April des Jahres 1713 sehen wir die Zarewna wieder in Elbing, von wo aus sie über Riga nach Russland reiste.

In Riga erfuhr Charlotte, der Zar rüste sich zu einem Seekriege gegen Schweden, und erwarte nur ihre Ankunft in Petersburg, um zu seiner Flotte zu stossen. Die Kronprinzessin beschleunigte nun ihre Reise und eilte nach Dorpat, in Begleitung ihrer Oberhofmeisterin, einer kleinen Suite und des General-Commissars von Livland, Baron Löwenwolde, dem Vater des jungen Baron Löwenwolde, den der Zar mit Brief und Wechsel nach Wolfenbüttel gesandt hatte.

Am 4. Mai kam Charlotte in Dorpat an; ihr war Naryschkin entgegengeschickt worden, den sie besorgt frug, wo sich der Zar und Zarewitsch befänden: ob noch in Kronschlott oder schon vor Abo?

Peter hatte, nach empfangenem Berichte über den Gang der Kriegereignisse in Holstein, nöthig erachtet,



seine Campagne nicht länger aufzuschieben, und war, ohne Charlotte abzuwarten, am 2. Mai in See gegangen. Unter dessen kam die Kronprinzessin in Narwa an, wo sie wahrscheinlich die Abreise des Zaren erfuhr.

In der Ungewissheit darüber, ob Catharina nach Petersburg zurückgekehrt oder dem Zar gefolgt sei, schrieb die Kronprinzessin aus Narwa an die Zarewna Natalie Alexeiewna<sup>1)</sup>, um derselben ihre bevorstehende Ankunft mitzutheilen. Sie erhielt die liebenswürdigste Antwort, voll Versicherungen der Liebe und Ergebenheit. Natalie Alexeiewna schrieb unter Anderem, wie sehr Charlottens bevorstehende Ankunft ihr Herz mit Freude erfülle. „So viel an mir liegt, werde ich mich bemühen, zu Ihrer Unterhaltung beizutragen. Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo ich in einer herzlichen Umarmung Ihnen werde bezeugen dürfen, wie ganz und gar ich bin

Ew. Hoheit

Natalie.“

Noch mehr Ergebenheit drückte in seinem Schreiben der Kanzler Golowkin aus: „Da ich allzeit die höchste Devotion für Ew. Z. Hoheit gehegt, kann ich nicht umhin, Ew. Z. Hoheit meines allerunterthänigsten Respectes zu versichern, auch meine ehrerbietigsten Glückwünsche zu Ihrer Ankunft darzubringen, und ganz ergebenst dafür zu danken, dass Ew. Z. Hoheit so gnädig mich in Dero Andenken zu behalten geruht haben.“ Der Kanzler versicherte, dass, wenn er nicht mit Geschäften Seiner Z. Majestät überhäuft gewesen, er sich zu der Zarewna begeben hätte, um alles oben Gesagte persönlich Ihrer Z. Hoheit zu wiederholen u. s. w.

---

1) Natalie Alexeiewna, Schwester Peters des Grossen, unvermählt.



In Petersburg war man sehr beschäftigt mit den Vorbereitungen zum Empfange der Kronprinzessin. Golowkin schrieb darüber an Maryschkin nach Narwa: „Wir gedenken die Kronprinzessin also zu empfangen: bis zum Krassnoi Kabatschok werden Ihrer Hoheit entgegenkommen: die Herren Senatoren Fürst J. F. Dolgoruky, Graf J. A. Mussin-Puschkin und Andere. Es kömmt mir passend vor, dass Ihre Hoheit, alsbald nach der Ankunft in Petersburg, sich zu der Zarin verfüge, dann zu der Zarewna, und alsdann erst in ihren Palast. Berathen Sie sich mit Baron Löwenwolde über das Beste was wir zu thun haben.“

Ueber den Empfang Charlottens in Petersburg finden wir einige Auskunft in den Berichten des damaligen österreichischen Residenten Pleyer an seinen Hof. „Als die Kutsche der Kronprinzessin,“ erzählt Pleyer, „am Ufer der Newa hielt, erschien eine neue, schöne Schaluppe, mit rothem Sammt ausgeschlagen, und goldenen Borten verziert. In dem Boote waren die Bojaren, die die Prinzessin begrüßen und sie über den Fluss bringen sollten. Auf dem anderen Ufer standen die Minister und übrigen Bojaren, in rothsamntenen, goldgestickten Röcken. Nicht weit davon erwartete die Zarin ihre Schwiegertochter. Als Charlotte sich ihr näherte, wollte sie, der Etikette gemäss, ihr das Kleid küssen, aber Catharina gestattete es nicht, umarmte und küsste sie, und geleitete sie dann in das für sie eingerichtete Haus. Sie führte Charlotte in ein Cabinet, das mit Teppichen, chinesischen und anderen Raritäten geschmückt war; auf einem kleinen, mit rothem Sammt bedecktem Tische standen grosse goldene Gefässe, angefüllt von Edelsteinen und verschiedenem Geschmeide. Das war das Geschenk, welches der Zar und die Zarin ihrer Schwiegertochter zu ihrem Einzuge bestimmt hatten.“



Obgleich keine Briefe der Kronprinzessin über die erste Zeit ihres Aufenthaltes in Petersburg bis zu uns gelangt sind, so können wir doch aus den Berichten des russischen Botschafters in Wien schliessen, dass Charlotte mit dem ihr gewordenen Empfange zufrieden war. „Aus dem Hause der Kaiserin habe ich erfahren,“ schrieb Matweeff an Golowkin, „dass die Frau Prinzessin Zarewna Ihrer Majestät einen Privatbrief aus Petersburg geschrieben hat, in welchem sie mit grossem Lobe von der Zuneigung spricht, mit der ihr die Zarin und die Zarewna, sowie alle hohen russischen Personen, entgegenkommen, und auch von den grossen Ehrenbezeugungen, die man ihr, der Prinzessin, bei ihrer Ankunft erwiesen hat.“ Matweeff bittet Golowkin, er möge Charlotte überreden, in einem Privatbriefe der Kaiserin, ihrer Schwester, die russischen Interessen an's Herz zu legen. Solch eine Verwendung, meint Matweeff, könne Russland sehr förderlich sein, „da die Kaiserin Alles durchsetzen kann, was sie will, und Ihre Hoheit sehr liebt. Auf diese Weise könnte die Frau Prinzessin hier eine gute Meinung von dem Hofe Seiner Z. Majestät verbreiten, erzählen wie lieb und werth Seine Z. Majestät sie hält, und damit die schlimmen Gerüchte Lügen strafen, die von schlecht gesinnten Leuten herumgebracht werden; hier sind schon öfter solche Böswilligkeiten behauptet worden, als befinde sich Ihre Hoheit in dem elendesten Zustande und der traurigsten Lage in unserem Lande, als leide sie Noth und dürfe nicht an ihre Verwandten schreiben.“ Ein halbes Jahr später berichtet Matweeff wieder, die Kaiserin habe weitläufig mit ihm von der Gnade des Zaren, des Zarewitsch und des ganzen Zarischen Hauses zu ihrer Schwester gesprochen, womit sie, die Kaiserin, und ihr Mann, ausserordentlich zufrieden seien.



Der gute Eindruck, den der erste Empfang in ihrer neuen Heimath auf die Kronprinzessin gemacht hatte, dauerte einige Zeit. Sie war mit Allem zufrieden, mit ihrer materiellen Lage, mit ihren Beziehungen zur kaiserlichen Familie und vor allem mit dem Verhältnisse zu ihrem Gemahle. Der Zarewitsch war nicht in Petersburg, als seine Gemahlin ankam. Sein Vater hatte ihn nach Ladoga geschickt, um Schiffsbauten zu überwachen und er kehrte erst in der Mitte des Sommers zurück.

Alexei hatte seine Frau seit einem Jahre nicht gesehen; von dem rastlosen Herumziehen und dem beschwerlichen Lagerleben ermüdet, freute er sich, sie wiederzufinden, eben so sehr aber auch, endlich Ruhe zu haben, endlich an Ort und Stelle zu bleiben. Dieses Ausruhen nach einer unangenehmen Arbeit musste einen guten Einfluss auf seine Stimmung ausüben; auch war er in der ersten Zeit sehr gut, sehr zärtlich gegen seine Gemahlin. „Der Zar überhäuft mich mit Freundlichkeit und Gnade,“ schrieb die Kronprinzessin ihrer Mutter zu Ende August 1713. „Meine vierteljährigen Raten werden mir nicht allein regelmässig ausgezahlt, sondern während ich Anfangs noch alle Lebensmittel in Natura erhielt, hat man mir jetzt, um die Ausgaben meiner Haushaltung zu decken, einige Besitzungen angewiesen. Die Verwaltung derselben ist mir ganz übergeben worden, ich übe dort sogar das Recht der Gerichtsbarkeit. Es wohnen auf meinem Grund und Boden 600 Seelen, und ich soll nächstens noch 900 bekommen, was zusammen 1500 ausmacht; übrigens liegen diese Güter zerstreut. Der Zar war sehr freundlich gegen mich während seines Aufenthaltes; er sprach mit mir über die allerwichtigsten Dinge, und versicherte mich tausendmal seiner Zuneigung. Die Zarin versäumt ebenfalls keine Gelegenheit, mir ihre aufrichtige



Achtung zu bezeugen. Der Zarewitsch liebt mich leidenschaftlich; er geräth ausser sich, wenn mir das Geringste fehlt, und ich habe ihn auch übermässig lieb“ (et moi, je l'aime à la fureur). Dass im Sommer 1713 das Verhältniss der Eheleute ein vortreffliches war, erhellt auch aus anderen Mittheilungen. „Die Zärtlichkeit und Liebe des Kronprinzen zur Kronprinzessin,“ schreibt zu derselben Zeit Baron Löwenwolde aus Petersburg an den Wolfenbüttelschen Hof, „ist grösser, als ich es auszudrücken vermag, und die Rücksicht und Zuneigung des Zaren und der Zarin, besonders aber des Zaren, durchaus nicht geringer. Was das Volk betrifft, das heisst die Russen und die hiesigen Deutschen, so sind sie der Kronprinzessin so ergeben und achten sie so sehr, dass ich dafür keine Worte finde.“

Das häusliche Glück und die Zufriedenheit des fürstlichen Ehepaares wurde leider durch beständige Unannehmlichkeiten mit dem Hofstaate getrübt. In einem ihrer Briefe an ihre Mutter klagt Charlotte, sie sei beständig krank, zwei Tage wohlauf, dann wieder drei Tage lang zu Bette, und schreibt ihr Unwohlsein ihrem beständigen Verdruß zu. Nachdem sie ihr eheliches Glück mit den brennendsten Farben geschildert, ruft sie aus: „aber meine verwünschten Leute machen mich wüthend, besonders die Gräfin,“ (mais ce sont mes diables de domestiques qui me font enrager).

Die Gräfin, über welche Charlotte sich beklagt, war ihre Oberhofmeisterin Moreau de Brasey, Comtesse de Lion. Anfangs war Charlotte von ihr entzückt gewesen und hatte sie mit Beweisen ihrer Gewogenheit überhäuft, besonders als auf der Reise nach Elbing die kleine Tochter der Gräfin erkrankte und starb. Charlotte, die ein sehr gutes Herz besass, that alles Mögliche, um sie zu trösten, pflegte selbst das kranke Kind, und zeigte später der



Mutter die wärmste Theilnahme. Moreau de Brasey hat sogar seine Mémoires mit einem Kupferstiche versehen, der die Kronprinzessin am Bette der Kranken darstellt, und erhebt überhaupt die Güte und die moralischen Eigenschaften der Kronprinzessin bis in den Himmel <sup>1)</sup>).

Charlotte war aber noch nicht in Petersburg angekommen, als sie schon eine vollkommen verschiedene Meinung von ihrer Oberhofmeisterin gefasst hatte. „Anfangs betrug sie sich vortrefflich“ (elle faisait merveille), schrieb die Prinzessin ihrer Mutter, „wahrscheinlich um ihres Kindes willen; sobald aber das kleine Mädchen gestorben war, zeigte sie sich in ihrem wahren Lichte, sagte mir immerfort Grobheiten und Albernheiten, trällerte beständig in meiner Gegenwart, und war überhaupt mit mir archifamilière.“

In Petersburg verschlimmerte sich noch das Verhältniss der Prinzessin zur Gräfin in Folge des Hasses und der Feindseligkeit, die zwischen den Personen des Hofstaates herrschte.

Bei ihrer Ankunft in Riga war die Kronprinzessin von dem General-Commissar für Livland, Baron Löwenwolde,

---

1) In seinen Mémoires finden wir folgende interessante Charakteristik Charlottens: „Je ne puis m'empêcher de rendre justice au caractère de S. A. dont le coeur et les sentiments n'étaient faits que pour rendre la vie aimable aux personnes qui avaient l'honneur de la servir. Jamais tant de belles qualités n'ornèrent une princesse; libérale sans ostentation, magnifique sans vaine gloire, tendre, compatissante, généreuse, enjouée avec un esprit supérieur, ne parlant qu'avec douceur et par la bouche des grâces, prévenante enfin, et ne cherchant qu'à faire du bien.“

Dieses Urtheil ist geschrieben, nachdem die Frau des Verfassers bereits ihre Stelle unter den grössten Unannehmlichkeiten verloren hatte.



empfangen worden. Löwenwolde gehörte zu den mit der schwedischen Regierung unzufriedenen Edelleuten, und war mit Patkull anfangs zu dem Könige August, später aber zu dem Zaren übergegangen. Nach der Eroberung Livlands durch die Russen übertrug der Zar Löwenwolde, als einem erfahrenen und ergebenen Manne, die Regierung Livlands. Löwenwolde hielt es für seine Pflicht, der Kronprinzessin den glänzendsten Empfang zu bereiten; er gab ihr ein Diner, einen Ball, suchte ihr auf jede Weise angenehm zu werden, und begleitete sie schliesslich bis an die Grenze seiner Provinz. Charlotte empfand mit Rührung seine grosse Sorgfalt, und zeigte ihm lebhaftes Wohlwollen. In Narwa erwartete Löwenwolde ein Befehl des Zaren, der ihn der Regierung Livlands enthob, und ihn nach Petersburg berief. Die Ursache dieser Entlassung waren Missverständnisse zwischen der militairischen und Civilverwaltung Livlands, die aus Russen bestand. Eine so unerwartete Botschaft musste Löwenwolde bestürzen. Um ihn in seinem Kummer zu trösten, versprach ihm Charlotte eine Stelle an ihrem Hofe. Sie ernannte seinen Sohn zum Kammerjunker und seine beiden Töchter zu Hofdamen. Der alte Löwenwolde erhielt den Titel eines Raths oder „Chef de Conseil“, wie es scheint ohne Gehalt, und Charlotte besprach nunmehr alle ihre Geschäfte mit ihm; auf diese Weise ersetzte er ihren abwesenden Oberhofmeister. Um ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen, zeichnete die Kronprinzessin ganz besonders seinen Sohn aus, mit dessen Dienst sie sehr zufrieden war.

Alles dieses musste die Missstimmung der übrigen Hofbeamten erregen; es bildete sich gegen Löwenwolde eine Partei, an deren Spitze sich die Personen befanden, welche ohne den ungebetenen, fremden Rath die erste Rolle am Hofe Charlottens gespielt hätten, Gräfin Moreau de Brasey



und Kammerherr von Brandenstein. Löwenwolde seinerseits fällte das ungünstigste Urtheil über den grössten Theil des Hofstaates der Kronprinzessin. „Die Hofbeamten der Kronprinzessin,“ schrieb er einem seiner Freunde am Wolfenbüttel'schen Hofe, „benehmen sich so, dass sie sich vor jedem Russen schämen müssten. Ich schwöre Ihnen zu Gott, dass, so viele Höfe ich auch kenne, und ich bin beinahe an allen europäischen Höfen gewesen, nirgends habe ich ein ähnliches Betragen von Leuten der höheren Stände gegen ihre Gebieter gesehen. Ich bin oft eben so erstaunt als empört über verschiedene Vorfälle, die ich Ihnen nicht mittheilen kann. Hauptsächlich durch das Herbeiziehen junger, schlecht erzogener und roher Leute an den Hof haben, meiner Meinung nach, solche Uebelstände einreissen können. Viele unter ihnen leben nach eigener Willkühr, wissen nicht was Respect, Ordnung, Disciplin heissen soll, haben sich lockeren Sitten ergeben, sind ganz verwildert, und gehen beinahe auf dem Kopfe. In Elbing überzeugten sie sich, dass ihre hochmüthigen Einfälle, ihre Intriguen, ja selbst ihre Niederträchtigkeiten ungestraft durchgingen, und danach haben sie sich gewisse Grundsätze gebildet, die sie jetzt von Neuem anwenden wollen. Die Kronprinzessin ist eine zu junge Frau, um diesen Leuten den Kopf zurechtzusetzen, auch wäre es ihrem sanften und gütigen Wesen zuwider; derjenige aber, dem es obliegt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und durch sein Beispiel zu wirken, findet selbst Freude an diesen Unziemlichkeiten, oder wäscht sich die Hände wie Pilatus.“

Eine so unvortheilhafte Meinung von ihren Untergebenen musste natürlich Charlotte beeinflussen. Der erste, der ihre Ungunst erfuhr, war der Kammerherr von Brandenstein. Die Verwaltung des Hofes, der Brandenstein



vorstand, gab zu eben so argen Klagen Anlass, wie das Benehmen des ganzen Hofes. Seine Unfähigkeit hatte sich schon in Elbing thatsächlich erwiesen und damals den Grund zu der Beförderung von Pöllnitz gegeben. Nach Löwenwolde's Beschreibung war Brandenstein ein höchst nachlässiger Mensch, der es nicht mochte, genau in die Angelegenheiten der Hofverwaltung einzugehen, vielmehr nur wichtig that und Befehle ertheilte: „Bringen sie mir dieses, geben sie mir das“<sup>1)</sup>.

Charlotte entschloss sich endlich zu einem Verweise: „Ich sehe,“ sagte sie ihm, „dass ich genöthigt sein werde, die Verwaltung des Hausstandes dem Herrn Marschall von Biberstein zu übertragen, da Sie sich gar nicht damit beschäftigen wollen, und mich in unerhörte Ausgaben und Schulden verwickeln.“ Brandenstein nahm die Zurechtweisung übel und verlangte seine Entlassung, aber mit solcher Frechheit und Grobheit, als ob, wie Löwenwolde sich ausdrückt, „er der Kronprinz und Charlotte der Kammerherr wäre“.

Aus den Mémoires Morau de Brasey's ersieht man, dass Brandenstein's Freunde seine Entlassung ganz anders auffassten, und sie durch eine Intrigue Löwenwolde's erklärten, der für seinen Sohn die Stelle eines Stallmeisters beanspruchte, und darum den Stallmeister von Biberstein zum Kammerherrn befördern wollte. Eben so viel Unzu-

---

1) Ueber Brandenstein's Verwaltung schrieb Löwenwolde nach Wolfenbüttel: „Die ganze Oeconomie und Ménage ist in einer unbeschreiblichen Confusion, und wird ohne die allergeringste Disposition, Aufsicht und Nachfrage verwaltet, und so geführt, dass man nicht anders als ein schlechtes Ende, Schimpf, schändliche Raisonsnements und Prostitution der hoheitlichen Person und Reputation absehen kann.“



friedenheit erregte unter dem Hofpersonale die Ernennung eines anderen Livländers, Budberg, zum Nachtheil des früheren Hofcavaliers von Blomberg, der ebenfalls um seinen Abschied bat<sup>1)</sup>.

Alle diese Veränderungen waren der Oberhofmeisterin ausserordentlich unangenehm und wirkten auf ihre Stimmung; Löwenwolde machte die Kronprinzessin darauf aufmerksam, und rieth ihr, der Gräfin einen Verweis über ihr Benehmen zu geben, sonst werde der allgemeine Tadel sie selbst treffen. Charlotte, der schon früher manches an dem rohen Betragen ihrer Oberhofmeisterin missfallen hatte, gerieth ganz ausser sich, als Löwenwolde ihr Verschiedenes aus der Vergangenheit der Gräfin mittheilte. Löwenwolde behauptete, sie sei nichts weniger als eine Gräfin, ihr Vater sei Bereiter im Haag gewesen, ihr Grossvater habe dasselbe Handwerk in Paris getrieben; ihre Mutter stamme freilich aus einem sehr aristokratischen Hause, die Gräfin selbst aber habe ein verworfenes Leben geführt, und sich von ihrem Manne entführen lassen; auch von ihrem Glauben sei sie abgefallen, um ihre Mutter zu kränken, worauf diese denn auch wirklich vor Gram gestorben. Was ihren Mann betreffe, könne man sich kaum einen ärgeren Schwindler vorstellen (*coupeur de bourse*); wenn er es wagte, sich im Haag zu zeigen, würde er gewiss gehängt werden.

Charlotte zeigte einiges Misstrauen in Bezug auf die

1) Moreau de Brasey charakterisirt diesen folgendermassen: „l'un des plus insipides fats que j'aye connus de ma vie, glorieux, fanfaron, se croyant le premier homme de son siècle en esprit, n'étant dans le fond qu'un sot et qu'une bête, faisant l'agréable, le beau, le railleur, mais n'ayant pour soutenir toutes ses qualités, qu'une figure faite en rotonde, c'est à dire une taille plus propre à faire une boule, qu'un homme.“



Richtigkeit dieser Angaben, und berief sich auf die Empfehlung des Herrn von Holtz. Löwenwolde erklärte diese Empfehlung dadurch, dass Holtz, von dem Zaren schwer beleidigt, sich gewiss habe rächen wollen, indem er eine solche Persönlichkeit an den Zarischen Hof gebracht. Als Zeuge der Wahrhaftigkeit seiner Angaben schlug Löwenwolde den holländischen Residenten in Petersburg, de Byss, vor, der persönlich im Haag den Vater und den Mann der Gräfin gekannt habe. De Byss, so wie auch der dänische Resident Falk bestätigten vollkommen Löwenwolde's Aussagen.

Charlotte schrieb ihrer Mutter, sie habe von der Zeit an ihre Oberhofmeisterin kühl behandelt, was natürlich die Gräfin grenzenlos aufbrachte. Diese konnte nicht anders, als Löwenwolde für den Urheber ihrer Ungnade ansehen, und suchte nach einem Mittel, um sich zu rächen. Hatte nun die rasche Beförderung des jungen Löwenwolde wirklich einigen Hofleuten Anlass gegeben, sie durch ein besonderes Wohlwollen der Kronprinzessin zu motiviren, oder hatte die Gräfin selbst diese Verleumdung erfunden, genug, sie schrieb der Kronprinzessin einen Brief, in welchem sie ziemlich frech auf die Intimität zwischen ihr und dem jungen Löwenwolde anspielte. Charlotte liess sie zu sich rufen und verlangte Erklärungen; ohne im Geringsten verlegen zu werden, beschuldigte die Gräfin die Kronprinzessin in's Gesicht, in Löwenwolde verliebt zu sein; nicht allein ihr Hofstaat, auch alle Russen sprächen davon; sie entblödete sich nicht, den Mangel an Liebe des Zarewitsch zu seiner Gemahlin hervorzuheben, und verlangte schliesslich Löwenwolde's Entfernung, da sonst alles Uebel, das daraus entstehen könnte, ihr, der Oberhofmeisterin, zur Last gelegt werden dürfte. Charlotte befahl ihr nun, die Personen zu nennen, von denen sie diese Anschuldigungen



gehört, und fügte hinzu, sie werde nicht Löwenwolde entlassen, vielmehr aber sie fortjagen, als die einzige Person, die fähig sei, dergleichen schwarze und niedrige Lügen zu ersinnen. Die Gräfin antwortete ruhig, Charlotte könne thun und lassen, was sie wolle, sie werde aber Niemand nennen. In diesem Augenblicke kam der Zarewitsch herein, und frug seine Frau um die Ursache ihrer Aufgeregtheit. Charlotte erzählte ihm Alles; der Zarewitsch küsste sie und sagte in seinem gebrochenen Deutsch: „Dass Mensch, dass sagen ich sie nicht lieb habe, ligt wie Teuffel, ich weiss wohl dass sie tugendsam ist, wass var boss übel von sie sprech soll schon gestraft werden, aber straff auch gottloss Leut bei sie wass so lügen“<sup>1)</sup>). Die Gräfin lief im höchsten Zorn zur Thüre hinaus. Charlotte schickte nach dem alten Löwenwolde, der ihr rieth, die Prinzessin von Ostfriesland zur Gräfin zu senden, um nochmals von ihr die Namen der Schuldigen zu verlangen, und ihr im Falle einer Weigerung mit Hausarrest zu drohen. Die Gräfin erklärte der Abgesandtin, sie werde nie irgend etwas verrathen, beklagte sich, dass die Kronprinzessin sie abscheulich behandelt habe (*d'une manière lâche, infâme et canailleuse*), und überhaupt rechtschaffene Leute nicht um sich dulden könne; um ihr zu gefallen, müsse man eine „Canaille“ sein. Sie fügte hinzu, dass sie den Hausarrest nicht fürchte, auch gar nicht die Absicht habe zu entfliehen; es werde aber der Tag kommen, wo sie Alles, worüber sie vorläufig noch schweige, sagen werde, und sichere Rache nehmen wolle u. s. w. Indem sie sprach, schlug sie immerfort Schnippchen unter der Nase der Prinzessin. Auf Löwenwolde's Rath wurde die Drohung des Arrestes nicht ausgeführt; er meinte, es sei genug, wenn die Kronprinzessin „nicht

1) Brief Charlottens an ihre Mutter. 24. August 1713.



mit der Gräfin spreche, und sie sehr verächtlich behandle“. Auch dieses half nichts: die Gräfin verliess ihr Zimmer nicht, und erzählte aller Welt, sie habe Hausarrest, ohne zu wissen warum. Löwenwolde, der damals an einem starken Gichtanfälle litt, liess sich endlich zu der Gräfin tragen, und hatte mit ihr eine stürmische Unterredung; sie behandelte ihn genau ebenso wie die Prinzessin von Ostfriesland. Schliesslich liess Charlotte sie fragen, auf wessen Befehl sie in ihrem Zimmer bleibe; die Gräfin entschloss sich nun zu erscheinen, aber mit einem Gesicht, „wie Proserpina selbst keine greulichere Fratze hätte schneiden können“.

Die Sache endigte damit, dass auf Rath des Zarewitsch und der Zarin die Gräfin entlassen und, ihrem Contrakte gemäss, nach Danzig zurückgebracht wurde. Charlotte handelte klug, indem sie die möglichst mildesten Formen dabei anwandte. Man ersieht hieraus, dass in gewissen Fällen sie auch selbständig handelte, ohne sich blind dem Einflusse Löwenwolde's zu unterwerfen. Dieser war damit äusserst unzufrieden, und schrieb nach Wolfenbüttel: „Von jedem Hofe wäre die Gräfin mit Schimpf und Schande weggejagt worden, hier aber überschüttet man sie grossmüthig mit Geschenken, als hätte sie die grössten Dienste geleistet.“

Moreau de Brasey bemüht sich natürlich in seinen Memoiren, diese Angelegenheit in einem ganz anderen Lichte darzustellen. Er schildert Löwenwolde als einen Intriganten, seine Frau als ein unschuldiges Opfer. Den Brief an die Kronprinzessin habe sie nur aus ängstlicher Sorge um deren Ruf geschrieben. Charlotte, erzählt er weiter, zeigte aber diesen Brief Löwenwolde, und auf seinen Rath stellte sie der Gräfin eine Falle. Sie befahl sie zu einer Audienz, in derselben Stunde, wo der Zarewitsch



gewöhnlich nach den Zimmern der Kronprinzessin herüberkam. Kaum war er eingetreten, so warf sich Charlotte weinend in seine Arme, und klagte, man habe sie verleumderisch beschuldigt, ihn nicht zu lieben. Der Zarewitsch verhielt sich sehr gleichgültig dazu; die Ruhe und Festigkeit der Gräfin verwirrten die Kronprinzessin, und auf diese Weise wurde das wohlüberlegte Complott vereitelt. Dessen ungeachtet verhängte man Hausarrest über die Gräfin, und die Prinzessin von Ostfriesland übernahm es, ihr mit Schadenfreude dieses Urtheil zu verkündigen. Während ihrer Haft kam Löwenwolde zu ihr, und versuchte durch verschiedene Drohungen ihr die Namen der vermeintlichen Verleumder zu entreissen. Am nächsten Tage feierte der zarische Hof den Jahrestag der Schlacht von Poltawa, und die Kronprinzessin erschien bei dieser Feierlichkeit mit allen ihren Damen. Die Zarin bemerkte die Abwesenheit der Gräfin, der sie wohlwollte, und frug die Kronprinzessin nach ihr. Diese antwortete, sie sei krank. „Ah! so!“ bemerkte darauf Catharina, und deutete damit an, sie wisse, wovon die Rede sei. In ihrer Besorgniss, die Ursache des Hausarrestes könne bekannt werden, schickte Charlotte eine Vertrauensperson zur Gräfin, und, sich das Ansehen gebend, als wisse sie von nichts, liess sie die Gräfin fragen, warum sie nicht den Pflichten ihres Amtes nachkomme. Die Gräfin gehorchte dem Befehl der Kronprinzessin. Bei einem Feste an dem kaiserlichen Namenstage war die Zarin äusserst liebenswürdig gegen sie.

Einige Tage später erhielt die Gräfin eine Antwort auf ihren Brief an die Kronprinzessin. Die Antwort war von Löwenwolde und in einem sehr beleidigenden Tone gehalten. Die Gräfin verlangte ein Gericht in ihrer Sache, man wollte ihr aber keinen anderen Richter geben als Löwenwolde. Da sie unter den Russen viele Freunde hatte,



eilte man sie zu entlassen und über die Grenze zu schicken. „Uebrigens,“ setzt Moreau de Brasey seiner Erzählung hinzu, „behielt die Kronprinzessin eine grosse Zuneigung für sie, und liess es ihr durch eine ihrer Hofdamen sagen, die später durch Danzig reiste.“

Dieser Vorfall beweist, welche Eigenwilligkeit und Zwietracht an Charlottens Hofe herrschte. Das Benehmen der Gräfin war übrigens keine Ausnahme, und die anderen Damen übertrafen sie nur wenig an Wohlerzogenheit. Wenig Tage z. B. nach dem obenerwähnten Vorfalle sollte der, eben in Petersburg angekommene, persische Gesandte sich dem Zaren vorstellen. Charlotte wollte der Audienz nicht beiwohnen, weil sie sich nicht ganz wohl fühlte, auch weder der Zarewitsch noch Catharina sie dazu aufgefordert hatten. Da die Hofdamen jedoch sehr wünschten, die Vorstellung mit anzusehen, gestattete Charlotte ihnen hinzugehen, aber mit der Bedingung, dass zwei von ihnen bei ihr bleiben sollten. Dieser Befehl rief die grösste Unzufriedenheit und argen Lärm hervor; schliesslich gingen doch alle Damen fort und kehrten erst spät Abends nach Hause. Chartotte schickte die Prinzessin von Ostfriesland zu ihnen hinaus und liess ihnen sagen, sie sähe mit Vergnügen, dass sie sich gut unterhalten haben müssten, da sie so spät zurück kämen. Eine neue Fluth von Ungezogenheiten beantwortete den Vorwurf der Prinzessin; die Damen schrien und schimpften um die Wette; besonders zeichnete sich die Gräfin aus, sie sagte, sie habe gar keinen Respect vor der Kronprinzessin und werde ihr auch nie gehorchen. Zu derselben Zeit trug diese Person ihre Dienste der Zarin an, und bat um die Stelle einer Erzieherin der Grossfürstinnen Anna und Elisabeth; Catharina wies sie ab und verbot, sie ferner zu empfangen.

Nach der Abreise der Gräfin scheint es, dass Charlotte



keine neue Oberhofmeisterin nahm. Erst im Sommer des J. 1715, als eine ihrer Hofdamen, Frl. von Arnheim, die sie besonders werth hielt, den französischen See-Offizier Saint-Hilaire heirathete, ernannte sie sie zur Oberhofmeisterin. Während des zweijährigen Aufenthaltes der Kronprinzessin in Russland fanden in ihrem Hofstaate keine anderen Veränderungen statt, als die obenerwähnten. Die Kammerjunkerstelle, welche durch Löwenwolde's Beförderung vakant geworden war, erhielt Bestusheff. Nach dem Tode des Stallmeisters Löwenwolde wurde, wahrscheinlich aus Sparsamkeit, seine Stelle nicht mehr besetzt <sup>1)</sup>.

Nach der Entfernung der Gräfin und des Herrn von Brandenstein trat ein besserer Zustand an dem Hofe der Kronprinzessin ein, und ihr Leben gestaltete sich ruhiger. Wie lange der Friede dauerte, wissen wir übrigens nicht zu sagen, da keine Briefe Charlottens vom Herbst 1713 und dem Winter 1714 vorliegen. Nur aus späteren Nach-

1) Es haben sich interessante Détails über die Besoldung des Hofstaates in den Rechnungsbüchern des Secretairs der Kronprinzessin erhalten. Die Oberhofmeisterin bekam einen Gehalt von 600 Rbl., Frau von Roo 375; drei Hofdamen je 225; eine andere Dame 112. Das ganze übrige weibliche Personal gehörte zu den Dienstboten. Mit Ausnahme des abwesenden Oberhofmeisters, bekam der Kammerherr den grössten Gehalt: 1125 Rbl.; zwei Kammerjunker je 750 R.; ein Hofjunker 200; zwei Doktoren 800 und 600 R.; zwei Secretaire 375 und 200; ein Pastor 400 R.; ein Küster 200; vier Pagen zusammen 149 R.; ihr Lehrer 135; ein Hofsänger 200, ein Kammerdiener 150; ein Futtermarschall, ein Conditor, ein Hofbäcker, zwei Köche je 112 R.; ein Gärtner 120, ein Apotheker 100 R. Das übrige männliche Personal waren Dienstboten; die Lakaien bekamen 22 R. jährlich; der niedrigste Gehalt war 9 R. im Jahr, den alle Chlopzy (Knechte) erhielten, die im Stall und in der Küche beschäftigt wurden.



richten können wir entnehmen, dass sehr bald darauf neue Unannehmlichkeiten begannen und ihre Lage immer trostloser wurde. Ihr physischer Zustand trug viel dazu bei. Charlotte war von Kindheit an nie kräftig gewesen. Ihre frühe Heirath und die schwierigen Verhältnisse, denen ihre schwache und nervöse Natur nicht gewachsen war, erhielten sie fast immer in einer krankhaften Aufregung. Im Herbst 1713 wurde sie guter Hoffnung. Ihre Schwangerschaft war ausserordentlich beschwerlich, und die Unwissenheit der Aerzte, die sie behandelten, verschlimmerte natürlich ihren leidenden Zustand <sup>1)</sup>).

Das Zusammenwirken all dieser Umstände musste nachtheilig auf die Stimmung und den Charakter der Kronprinzessin wirken. Ihr Verhältniss zu den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses verschlechterte sich. Zwischen ihr und der Zarin entstand eine solche Spannung, dass Charlotte versichert, alle Leute, die sie besuchten, geriethen bei der Zarin in Ungnade. Catharina war auch guter Hoffnung. Es konnte sich in ihr ein natürliches Gefühl des Neides entwickeln, bei dem Gedanken, sie werde vielleicht einen Sohn zur Welt bringen, der Charlotten's Sohn unterthan sein müsse. Wenigstens erklärte die Kronprinzessin auf diese Weise Catharina's Unfreundlichkeit. Dazu kamen täglicher Verdruss, Sorgen und Entbehrungen, kleinliche, aber empfindliche Kränkungen, überhaupt Reibungen, die freilich in den Verhältnissen der Kronprinzessin unvermeidlich schienen. Charlotte war in ihrer Heimath an ein einfaches, aber sehr geregeltes Leben gewöhnt gewesen. Alles

---

1) Man hielt sie für schwanger 3 Monate ehe sie es wirklich wurde; als nun der Termin mit den Berechnungen nicht zusammenfiel, zweifelte man überhaupt an ihrer Schwangerschaft und behandelte diese als eine Krankheit.



war berechnet, bestimmt, bei Zeiten vorbereitet, wodurch die ganze Existenz den Anstrich des Wohlstandes und der Zufriedenheit bekam. In Petersburg trat sie in eine ganz andere Umgebung. Ihr Hof war zahlreich, es wurde viel Geld ausgegeben, und dennoch fehlte beständig das Nothwendigste zum Leben, theils in Folge beklagenswerther Unordnung, hauptsächlich aber in Folge der exceptionellen Lage, in welcher sich damals der Hof und ganz Petersburg befand. Es fällt dem Leser unangenehm auf, dass Charlotte nie in ihren Briefen ein Verständniss für diese eigenthümliche Lage der Dinge zeigt. Sie konnte durchaus nicht begreifen, dass Petersburg noch nichts Anderes war, als ein auf einem abgelegenen Sumpfe errichtetes Feldlager, wo Alles in Eile zusammengebracht und angelegt war, und dass man von einem Lager nicht die Bequemlichkeit städtischer Einrichtung verlangen durfte. Wäre sie dieser Einsicht fähig gewesen, hätte sie wohl kaum so viel geklagt, sondern manche Entbehrung freudig getragen.

In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Petersburg ging Alles gut; bald wurden aber die fälligen Gelder aus den Renteien unregelmässig und nicht genau gezahlt. Das Hauptübel lag jedoch darin, dass die für den Unterhalt des Hofstaates bestimmte Summe nicht ausreichte, weil beständig unvorhergesehene Ausgaben eintraten. Wenn Charlotte gehofft hatte, sie werde in Petersburg den geregelten Hausstand vorfinden, an den sie bei der Königin von Polen in Torgau gewöhnt gewesen war, musste sie sich freilich sehr enttäuscht fühlen. In ihrem Ehekontrakt war die ganze materielle Seite ihrer Existenz bestimmt und sicher gestellt. Die Hauptausgaben des Hausstandes sollten durch die Einnahme von ihren Gütern gedeckt werden, ausserdem hatte die Krone Holz und Fourage zu liefern; 45,000 Rubel, in dreimonatlichen Raten zahlbar, waren zum Unterhalte



des Hofes und für alle übrigen Ausgaben bestimmt. Charlotte erhielt diese Summe anstatt der ihr zukommenden 50,000 Thaler, weil in damaliger Zeit ein Albertusthaler 90 Kopeken galt. Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, dass wir Charlotte ausschliesslich nach ihren Briefen an ihre Mutter beurtheilen, nach Briefen, die sie der ihr am nächsten stehenden Person schrieb, und zwar in den traurigsten Augenblicken, wo sie bloss ihr Herz erleichtern wollte und es für unnütz hielt, von den Umständen zu reden, die sie mit der Wirklichkeit hätten aussöhnen sollen. Wir haben gesehen, wie zufrieden Charlotte mit den ihr von dem Zaren zugetheilten 1500 Bauern war. Sie sollte von ihnen allen Bedarf des Haushaltes beziehen, als: Mehl, Grütze, Geflügel u. s. w. Es erwies sich aber sehr bald, dass diese Bauern ganz verkommen und so arm waren, dass sie nichts liefern konnten, ja die höchste Noth selbst litten, und Charlotte sie von Zeit zu Zeit unterstützen musste, um sie vor dem Hungertode zu retten. Die Lebensmittel waren sehr theuer, „was in Deutschland einen Groschen kostet, muss man hier mit vier bezahlen“. Ausserdem musste Alles aus Moskau verschrieben und Vorräthe jeder Art angeschafft werden. Eine neue unerwartete Ausgabe betraf Equipagen und Pferde. Der Zar hatte seiner Schwiegertochter versprochen, ihr Beides zu schenken, hielt aber sein Wort nicht unter dem Vorwande, es sei in Petersburg nichts zu haben. Charlotte besass einen Wagen, den Menschikoff ihr in Thorn überlassen hatte; dann schenkte Catharina ihr in Petersburg einen Wagen und Pferde, die aber ziemlich schlecht waren; eine dritte Equipage kaufte sich Charlotte selbst. Im Winter verkaufte General Weide seine Pferde um den Preis von 600 Rbl. Charlotte bat Catharina, den Zaren an sein Versprechen zu erinnern, da er ihr jetzt die Pferde des General Weide kaufen könne.



Nach einigen Tagen sagte ihr Catharina, sie möge den Befehl ertheilen, die Pferde in ihren Stall führen zu lassen, der Zar schenke sie ihr, und es werde dem General das Geld durch den Senat ausgezahlt werden. Es vergingen vier Monate, Weide bekam sein Geld nicht und Charlotte war gezwungen, ihm die Pferde zurückzustellen. Auch den Unterhalt ihrer Pferde musste Charlotte selbst bestreiten. Während des Winters wurde ihr Fourage geliefert, aber mit dem April hörten die Lieferungen auf. Als Charlotte sich mit dem Bemerken an den Senat wandte, dass ihre Pferde nicht allein im Winter, sondern auch im Sommer Futter brauchten, antwortete der Senat, er habe darüber keine Vorschrift des Zaren, sie möge einen Zarischen Befehl vorweisen, aber, „von dem Zaren konnte man nichts erlangen, er hatte nie Zeit“.

In ähnlichen Fällen gab es doch noch die Möglichkeit, sich entweder einzuschränken, oder für sein eigenes Geld das Nöthige zu kaufen; manche Entbehrungen aber liessen sich auch mit Geld nicht abstellen. Zum Beispiel der Wohnungsmangel. Die Zarewna bewohnte das Palais ihres Gemahls; es war im J. 1712 auf dem linken Ufer der Newa gebaut, unweit der Kirche zur schmerzreichen Mutter Gottes; rechts neben der Kirche lag das Haus der Zarewna Natalie Alexeiewna, links das Haus der Zarin Martha Matwéewna<sup>1)</sup>.

Charlottens Hofpersonal war in drei, zu diesem Zwecke vom Senat gemietheten Häusern untergebracht. In dem einen wohnten der Kammerherr und die Hofdamen, in dem anderen Bestusheff, die Pagen mit ihrem Hofmeister und Tanzlehrer, im dritten der Stallmeister, der Secretair, und

---

1) Martha Matwéewna Apraxin, Wittwe des Zaren Feodor Alexeiewitsch, des ältesten Bruders Peters des Grossen.



dann noch Schreiber, Koch, Fourrier und Stallknechte. Die Häuser waren klein, die Wohnungen eng; so mussten z. B. der Secretair, ein Schreiber und ein Koch in demselben Zimmer wohnen. Für die übrigen Personen ihres Hofes war gar kein Unterkommen besorgt; die Prinzessin sah sich genöthigt, auf ihre eigenen Kosten Wohnungen für einen Hofcavalier, den Pastor, den Quartiermeister, den Arzt, den Chirurgen, die Lakaien und übrigen Dienstboten zu mieten, und zahlte 3 bis 4 Rubel monatlich für jedes Zimmer.

In einem der vom Senat angewiesenen Häuser gab es weder Thüren, noch Fenster, noch Oefen, noch Möbel. Charlotte musste die ganze Einrichtung des Hauses bestreiten und Stall und Remise dazu bauen lassen.

Leider wurde dieses von der Kronprinzessin ausgebaute Haus ein Gegenstand der grössten Verdriesslichkeiten für sie. Der Besitzer war ein gewisser Gideonoff<sup>1)</sup>, der im Dienste der Zarewna Natalie Alexeiewna stand. Im Mai 1714 kehrte die Zarewna Natalie nach Petersburg zurück, und Gideonoff liess den Leuten der Kronprinzessin sagen, sie sollten sein Haus räumen. Man bat ihn, bis zum folgenden Tage zu warten, damit man Zeit habe, die Befehle des Zaren einzuholen, und schlug ihm vor, einstweilen zwei Zimmer zu benutzen. Gideonoff ging auf den Vorschlag ein, aber während die Leute der Kronprinzessin zum Essen gegangen waren, liess er alle ihre Sachen aus dem Hause werfen, sowie alle Vorräthe, die der Prinzessin gehörten und in den Ablegekammern aufbewahrt wurden, als Mehl, Grütze, gedörrte Früchte u. s. w. Charlotte schickte ihren Secretair zu ihm und liess ihm sagen, er möge nicht so ungebührlich mit ihren Leuten verfahren; dieses Haus sei

---

1) In Charlottens Briefen nennt sie ihn Gidenhoff oder Giderhoff, höchst wahrscheinlich soll es Gideonoff heissen.



ihr vom Senat angewiesen, und sobald der Senat für ihre Leute ein anderes Unterkommen gefunden habe, solle das Haus geräumt werden; bis dahin aber müsse er sich gedulden. Wolle er das Haus verkaufen, so sei sie bereit, es zu kaufen, um so mehr, als sie schon Ställe und Remisen dazu gebaut. Gideonoff antwortete, er werde bis zum nächsten Tage warten, das Haus wolle er nicht verkaufen, habe auch nicht die Prinzessin gebeten, die Ställe anzubauen.

Charlotte setzte den Zaren von diesen Vorfällen in Kenntniss und bat um eine andere Wohnung für ihre Leute. Der Zar liess ihr sagen, die Leute mögen ruhig, bis auf weitere Verfügung, im Hause bleiben.

Am nächsten Morgen schickte die Zarewna Natalie zu Charlotte, um sie von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, und zu fragen, warum sie ihren Beamten deren Wohnungen nehme. Die Zarewna fügte hinzu, wenn Charlotte nicht sogleich das Haus zu räumen befehle, werde sie sich genöthigt sehen, sie zu verklagen, und finde es im Allgemeinen sehr eigenthümlich, dass Charlotte ihr so wenig Respect erweise. Charlotte liess der Zarewna antworten, sie freue sich sehr ihrer Ankunft und bitte um die Erlaubniss, sie zu besuchen. Bei einer persönlichen Zusammenkunft werde sie ausführlicher alles auf das Haus Bezügliche erklären und die Zarewna versichern können, dass sie nie die Absicht gehabt habe, auch nur den letzten ihrer Diener zu beleidigen; erst am Vorabend sei es ihr bekannt geworden, dass das Haus Gideonoff gehöre u. s. w. Darauf schickte Charlotte der Zarewna einen Kammerherrn, um ihren Besuch zu melden. Die Zarewna liess antworten, sie habe keine Zeit sie zu empfangen, da sie selbst ausfahren wolle. Dennoch, berichtete man Charlotten, sei



die Zarewna über zwei Stunden nach dieser Antwort zu Hause geblieben.

Nun erzählte Charlotte Alles der Zarin; diese befahl den Leuten der Kronprinzessin, im Hause zu bleiben. Eine Stunde später erschien ein General-Adjutant des Zaren, forderte den Stallmeister von Löwenwolde auf, zu seinem Vater zu ziehen, und quartierte die übrigen Leute in drei Zimmern ein; fünf Zimmer wurden Gideonoff zugewiesen, dem man auch die Wahl der Zimmer gestattete.

Gleich darauf führten Gideonoff's Leute die Pferde der Kronprinzessin aus dem Stall und stellten die seinen hinein. Charlotte befahl ihrerseits, den von ihr erbauten Stall abzutragen und ihn an einem anderen Ort aufzubauen. Als der Stallmeister die dazu nöthigen Handwerker kommen liess, erschien Gideonoff auf dem Platze mit 30 Bauern und jagte die Handwerker fort. Auf die Drohung des Stallmeisters, dass er ihn bei dem Zaren verklagen werde, antwortete Gideonoff höhnisch: „Klagen Sie, ich werde noch früher geklagt haben.“ Die Angelegenheit schloss damit, dass Charlotte, auf Bitte der Zarewna Natalie, den Stall an seinem Orte stehen liess.

Darauf that Charlotte von Neuem Schritte, um von der Zarewna empfangen zu werden; diese entschuldigte sich mit Mangel an Zeit und antwortete, sie werde die Kronprinzessin selbst benachrichtigen, sobald sie sie sehen könne. Abends um 7 Uhr schickte sie endlich zu Charlotte und liess ihr sagen, sie erwarte sie. Auf Wunsch des Zarewitsch verfügte sich Charlotte zu ihr, und beschreibt diesen Besuch folgendermassen: „Wir waren recht liebenswürdig gegeneinander, und daher darf ich wohl behaupten, dass während dieser Visite von beiden Seiten viel Heuchelei an den Tag gelegt wurde, denn ich weiss, dass, sobald die Zarewna meinen Namen nennt, sie dabei immer



ausspuckt und sagt: „Diese Deutsche! was bildet sie sich ein! sie wird sich noch ducken müssen.“ Die Zarewna Natalie ist das boshafteste Wesen von der Welt; viele Russen haben sich über ihr Benehmen gegen mich gewundert, und finden, dass sie eben so böse ist, als sie gut scheint. Unterdessen leiden meine armen Leute; die Stallknechte leben unter freiem Himmel; wollte ich auch hundert Dukaten für ein Zimmer zahlen, ich fände keins. Um das Maass voll zu machen, sind mehrere von diesen armen Menschen krank. Wenn man dem Zaren darüber klagt, antwortet er, in einem Jahre würden Häuser genug da sein. Dann werde ich aber die Häuser nicht mehr brauchen, denn der grösste Theil meiner Leute wird wahrscheinlich schon in die andere Welt gefahren sein.“

Die Kronprinzessin war zu derselben Zeit sehr geängstigt durch das Gerücht, man wolle ihre jährlichen Einkünfte von 45,000 auf 10,000 Rubel herabsetzen, unter dem Vorwande, der Zar sei nicht im Stande, das von ihm gegebene Versprechen zu erfüllen. „Die Ausführung dieses Projekts,“ schrieb Charlotte, „ist in Folge sehr sonderbarer Umstände unterblieben; ich habe nicht das Recht, darüber zu schreiben, fürchte aber doch, meinem bösen Geschicke nicht zu entgehen.“ Diese stete Besorgniss flösste Charlotte den unglücklichen Gedanken ein, sich um die Vermittelung ihres Schwagers, des deutschen Kaisers, zu bemühen, und ihn zu bitten, falls er einen Bundesvertrag mit dem Zaren abschliesse, darin die Bedingung aufzunehmen, der Zar solle auf keine Weise die Verpflichtungen umgehen, die er durch ihren Ehekontrakt übernommen habe. Charlotte bat ihre Mutter, darüber an die Kaiserin zu schreiben: „geht man so mit mir um, im Augenblick, wo der Zar überall siegreich ist, und ich mich schwanger fühle, was soll daraus werden unter anderen Verhältnissen!“



Charlotte schrieb sogar selbst einige Zeilen an ihre Schwester, die Kaiserin, und legte den Zettel in den Brief an ihre Mutter.

Das Zerwürfniß mit der Zarewna Natalie hatte noch für die Kronprinzessin die unangenehme Folge eines heftigen Streites zwischen ihr und ihrem Gemahle, eines Streites, der ein scharfes Licht auf das Verhältniß wirft, welches seit dem Sommer 1714 unter ihnen bestand. Schon einige Tage früher hatte es einen Wortwechsel um Charlottens Mitgift gegeben. Wie früher erwähnt, sollte Charlotte eine Mitgift von 20,000 Thalern erhalten; ein Theil dieser Summe war bei Lebzeiten Anton Ulrich's ausgezahlt worden; mit seinem Tode, im Frühjahr 1714, verschlimmerte sich die Lage der Eltern Charlottens ausserordentlich, da sie in feindseligen Beziehungen zu dem neuen Herzoge von Wolfenbüttel standen. Wohl in Folge der gedrückten Vermögensumstände ihrer Eltern, überliess Charlotte ihrer Mutter den noch nicht ausgezahlten Rest ihrer Mitgift. Sie that es im Vertrauen auf eine Aeussereung des Zarewitsch, der ihr bald nach der Hochzeit gesagt hatte, er überlasse ihr die ganze Summe zur freien Verfügung. Um aber ihrer Mutter den Rest zuwenden zu können, musste der Zarewitsch eine Quittung über die ganze Summe ausstellen. Als Charlotte ihm die Quittung brachte und ihren Wunsch dabei auseinandersetzte, erklärte er, zu ihrer grössten Verwunderung, dass er sich eines ähnlichen Versprechens nicht entsinne. Charlotte suchte ihm zu beweisen, er habe sein Versprechen in Ausdrücken gegeben, die gar keinen Zweifel über seine Absicht zuliesen; er blieb aber bei seiner Behauptung und wiederholte: „Wirklich, ich habe nichts versprochen, ich habe nie daran gedacht, ich weiss nichts davon.“ Charlotte erinnerte ihn an die Worte, die er gebraucht: „Ich sie schenken,



machen mit was sie will, ich will weisen, dass sie eben so lieb, als König in Spanien seine Frau haben.“ Sie gestand, dass ihre Mutter, im festen Vertrauen auf sein Versprechen, schon einen Theil der Summe ausgegeben habe, und dass sie gar nicht wisse, wie sie ihr nun seine Weigerung erklären solle. Sie bat den Zarewitsch, ihr zu sagen, was sie in so schwieriger Lage thun solle; er antwortete immer nur: sie möge thun, was sie wolle, er seinerseits wisse sehr wohl, was er zu thun habe; es sei ihm nie eingefallen, das Geld zu schenken, er habe es auch nie versprochen.

Charlotte befand sich ihrer Mutter gegenüber in der grössten Verlegenheit; sie schämte sich, ihr Wort zurückzunehmen, und es widerstrebte ihr, enthüllen zu müssen, wie sie zu ihrem Manne stand. „Gott allein weiss, wie tief mich dieses betrübt,“ schrieb sie, „denn Sie ansehen daraus, wie wenig Achtung und Liebe er zu mir hat. Ich schäme mich Ihnen darüber zu schreiben, und beschwöre Sie mir zu rathen wie ich handeln soll. Ich bin empört, wenn ich bedenke, welche Kleinigkeit diese Summe für den Zarewitsch ist. Besonders kränkt es mich, dass er sein Versprechen mit solcher Geiztheit leugnet. Wenn ich allein dabei betheiligt wäre, könnte ich mich leicht mit meinem Schicksal aussöhnen, bedenke ich aber, wie wenig Freude Ihnen diese Vermählung gebracht hat, so bin ich ausser mir und gerathe in Verzweiflung. Immer habe ich mich bemüht, den Charakter meines Mannes zu verbergen, jetzt ist die Maske ohne meinen Willen gefallen. Ich bin unglücklicher als man es glauben könnte und als Worte es auszudrücken vermögen; mir bleibt nur übrig zu trauern und zu klagen, bis der Himmel sich meiner erbarmt und mich von dieser Welt erlöst; das ist die einzige Gnade, nach welcher ich mich sehne. Ich bin ein elendes Opfer meines Hauses, dem ich nicht den geringsten Nutzen bringe, und ich sterbe vor



Kummer eines langsamen Todes. Gott weiss wie es mit meiner Schwangerschaft steht; ich fürchte, es ist eben nichts als ein krankhafter Zustand. Mein Leib nimmt alle Tage zu, und ist so hart wie Stein; ich fühle freilich, dass sich etwas regt, und ziemlich stark, aber der Magen schwillt von Zeit zu Zeit so sehr auf, dass ich beinahe ersticke; dabei habe ich beständige Schmerzen und eine unbeschreibliche Beklemmung des Herzens“<sup>1)</sup>).

Bei so zerrütteter Gesundheit ist es nur zu begreiflich, dass jede Unannehmlichkeit auf die Stimmung der Kronprinzessin wirken musste. Zudem wurden die häuslichen Zwiste immer heftiger. Während des Zerwürfnisses um das Gideonoff'sche Haus fühlte sich Charlotte besonders durch den Mangel an Theilnahme verletzt, den der Zarewitsch ihr bewies, anstatt ihr bei Schlichtung einer Angelegenheit behülflich zu sein, in welcher es ihm so leicht gewesen wäre, durch einen Besuch bei seiner Tante Alles ins Gleis zu bringen. Als Charlotte es ihm vorwarf, antwortete er ihr sehr kalt: „Mich nichts angehen, bekümmere mich nicht um sie.“ Darauf bemerkte Charlotte, das sei sehr schlimm; er solle sich schämen, keinen Theil an ihr zu nehmen, „in Deutschland gebe es keinen Schuster noch Schneider, der sich nicht seiner Frauen annehm und der leyden würde, dass man sie so tractirte, wie ich's hier werde.“ „Sie ist nicht in Deutschland, sondern hier,“ antwortete der Zarewitsch. „Das ist wahr!“ rief Charlotte, „wenn ich gehalten würde, wie mir's ist versprochen worden, so würde ich wenig Unterschied finden, nunmehr aber mir's fast unerträglich geworden ist.“ „Warumb mir das

1) Dieses ist im achten Monat ihrer Schwangerschaft geschrieben; man glaubte jedoch, Charlotte sei schon seit zehn Monaten guter Hoffnung.



sagen, hab ich versprochen?“ frug der Zarewitsch. „Freylich haben Sie sowohl versprochen und sich unterschrieben wie der Czaar, und haben noch darzu mit Worten ein weit mehreres versprochen, darauf ich nicht einmahl eingehen will.“ Darauf gab er zur Antwort: „Halten Maul, ich sie nichts versprochen, und dass ich unterschrieben, hab ich thun müssen.“ „Dass danck ihnen der Henker,“ rief die Kronprinzessin, „wer hat ihnen gezwungen mich zu nehmen? hät ich dass gewusst, keine Gewalt hätte mich sollen hieherbringen. Seynd dass die Versicherungen, die Sie so oft ungezwungen an meine Frau Mutter geben haben; es ist gutt, dass mein Gross Herr Vater todt ist, sonst würde so eine Nachricht ihm dass Leben kosten, ingleichen meine Frau Mutter, die sich immer so viel guttes zu ihnen versehn hat, würde von Schmertzen vergehen; schonen sie die, ja schonen sie ihre eigne Reputation, die am meisten noch darunter leidet.“ Der Zarewitsch lachte höhnisch dabei auf und sagte: „Bekümmere sie nicht umb mich, ist nicht nöthig, ich hab sie nicht versprochen, werd auch wahrhaftig nicht halten inskünfftig, wass nicht mit meinem Will unterschrieben habe; ihre Leute ist nicht bey mich, gehn mich nicht an; Gidenhoff nicht mein Diener, erzählt auch ganz anders als sie.“ „Wem glauben sie denn von uns beyden?“ — „Ich kann nicht unterscheiden zwischen sie und Gidenhoff,“ antwortete Alexei. „So viel ich mich auch bemühte, ihn freundlich zu überzeugen,“ fährt Charlotte in ihrer Erzählung fort, „Alles war umsonst. Endlich sagte er mir: „Glauben mich, ist besser vor sie dass nach Teutschland wieder gehen, weil hier nicht zufrieden ist.“ „Dass verlange ich nicht,“ erwiederte ich, „sondern dass man mir nur hält, wass mir versprochen ist, ich habe mich auch nicht so aufgeführt, dass man Ursach hatt mich zurückzuschicken.“ „Dass sag ich nicht,“ rief der Zarewitsch,



„aber wird besser vor sie und vor uns seyn.“ — „Vor mir würde es leicht können besser seyn, aber Ihre und Ihres Herrn Vattern renomée würde gewiss nicht wenig darunter leyden, und auf wass Ahrt meinen Sie denn, dass ich hier wegkommen könnte, ohne dass es ihnen und mir nachtheilig währe?“ „Wenn Sie nur nicht schwanger,“ antwortete der Zarewitsch, „kan sagen weil kein Kinder bringen, dass nicht bleiben will.“

Am nächsten Tage, als er sie wiedersah, frug der Zarewitsch seine Gemahlin, wie sie sich befinde. Charlotte antwortete, sie wundere sich sehr seiner Frage; nach allen harten Dingen, die er ihr gesagt, könne sie nicht anders als in Verzweiflung sein. Der Zarewitsch bat sie, ihn nicht an die gestrige Scene zu erinnern, wenn sie ihn nicht ärgern wolle. Charlotte frug ihn nun, ob er noch wünsche, dass sie fortginge; sie sei bereit es zu thun, wolle aber vorerst an den Zaren schreiben, und um seine Entscheidung bitten. Der Zarewitsch entgegnete: „Was ich gestern von Ihrer Abreise gesagt habe, entfuhr mir, weil ich zornig war.“ — „Aber das tröstet mich nicht,“ schreibt die Prinzessin weiter an ihre Mutter, „wäre ich nicht guter Hoffnung, und könnte ich auf eine gute Art nach Deutschland zurückkehren, ich wollte mein Lebenlang dort mit Freuden von Brod und Wasser leben. Ich bin nahe daran, den Verstand zu verlieren, kaum weiss ich mehr, was ich sage und thue; möge der allmächtige Gott sich meiner erbarmen und mich durch Seinen heiligen Geist leiten, sonst wird die Verzweiflung mich zu etwas Schrecklichem treiben.“

Das Verhältniss der Eheleute wurde immer trauriger durch Alexei's Neigung zum Trunke. Diese Schwäche hatte sich wahrscheinlich während des Lagerlebens in Pommern bei dem Zarewitsch entwickelt; schon im August 1713 schrieb der österreichische Resident Pleyer, dass Alexei in



der schlechtesten Gesellschaft lebe und dem Trunke ergeben sei, was die Kronprinzessin sehr betrübe, obgleich sie nie davon spreche. Welche Rückwirkung eine solche Lebensweise auf den Charakter Alexei's und sein Verhältniss zu seiner Gemahlin hatte, bezeugt zur Genüge die bekannte Aussage seines Kammerdieners während des späteren Verhörs. „Der Zarewitsch war zu Gaste gewesen, er kehrte betrunken nach Hause, ging zur Kronprinzessin, und als er in seine Zimmer herüber kam, rief er mich in die Schlafkammer und sagte ganz zornig: „Da haben nun Gawrilo Iwanowitsch (Golowkin) und seine Kinder mir ein Teufelsweib aufgebürdet; sobald ich zu ihr komme, wird sie böse und will nicht mit mir sprechen. So wahr ich lebe, ich will es ihm bezahlen. Den Kopf seines Sohnes Alexander will ich auf den Pfahl spiessen lassen, auch den von Trubetzkoy; sie haben meinem Vater geschrieben, ich sollte sie heirathen.“ Ich entgegnete ihm: „Gnädiger Zarewitsch, du redest zornig und schreist; man wird es hören und ihnen hinterbringen; sie werden es sich zu Herzen nehmen, und nicht allein sie, auch andere werden aufhören dich zu besuchen.“ Er rief aus: „Ich spucke auf sie. Wenn ich mir nur das gemeine Volk erhalte. Sobald mein Vater nicht mehr da sein wird, brauche ich nur den Erzbischöfen ein Wort ins Ohr zu sagen, sie sagen's den Gemeindepriestern (Pfarrern), die Priester sagen's ihren Beichtkindern, — dann werden sie mich auch wider ihren Willen zu ihrem Herrn machen.“ Ich schwieg still. Er sprach: „Was schweigst du und bist nachdenklich?“ Ich antwortete: „Herr, was soll ich sagen?“ Er sah mich lange an und ging dann vor die Heiligenbilder, um zu beten. Ich kehrte nach Hause zurück. Am andern Morgen rief er mich und fing an freundlich mit mir zu sprechen: „Habe ich nicht gestern jemand gekränkt?“ Ich sagte nein. „Habe



ich nicht im trunkenen Muthe irgend etwas gesagt?“ Ich erzählte ihm, er habe gesagt, was oben angeführt ist. Und er erwiderte: „Wer betrinkt sich denn nicht? Der Betrunkene macht immer viel unnütze Worte. Ich bedauere es wirklich sehr, dass ich, sobald ich betrunken bin, so zornig werde und so viele unnütze Reden führe, mache mir auch Vorwürfe darüber. Ich sage dir, es soll Niemand diese unnützen Worte erfahren. Wenn du sie wiedererzählst, wird dir Niemand glauben, ich werde leugnen und dich wird man foltern.“ Das sagte er und lachte dabei.“

Aus dem von Charlotte beschriebenen Wortwechsel, wie aus der Erzählung des Kammerdieners, ersieht man, dass der Zarewitsch am Tage nach einem ähnlichen Auftritte sein Unrecht und die im Zorn gesprochenen Worte bereute. Leider verstand es Charlotte nicht, diesen versöhnenden Zug in dem Wesen ihres Gemahls zu einer Annäherung zu benutzen. Jeder Streit entfremdete sie im Gegentheil einander immer mehr. Wie kalt ihr Verhältniss war, geht aus folgendem Beispiel hervor. Im Sommer 1714 entschloss sich der Zarewitsch, der seit längerer Zeit kränkelte, nach Carlsbad zu gehen<sup>1)</sup>. Charlotte ahnte bis zum letzten Augenblick nichts davon. Als der Reisewagen vorfuhr, theilte ihr Alexei seine Absicht mit und verabschiedete sich kurz, indem er sagte: „Adieu, ich gehe nach Carlsbad.“ Charlotte fühlte sich durch diese Kälte, in der sie mit Recht eine namenlose Rücksichtslosigkeit fand, tief verletzt; auch betrübt sie die unerwartete Reise, weil sie eine Carlsbader Kur im Sommer für schädlich hielt.

Bis zu einem gewissen Grade ist uns nachträglich die

---

1) Pleyer schrieb von ihm, er kränkle beständig; die Aerzte hielten ihn nicht für langlebig und meinten, er habe die Schwindsucht,



Heimlichkeit des Zarewitsch klar geworden. Alexei wünschte, dass Niemand von seiner Reise etwas erfahre; kaum hatte er die Erlaubniss seines Vaters erhalten, so verlangte er von Golowkin einen Pass auf den Namen eines Offiziers, der nach Deutschland gehe, und erklärte ihm, er wolle sogleich abreisen. Der Kanzler wies umsonst auf die Gefahren einer solchen Reise, und bat um die Erlaubniss, den Wiener und Berliner Hof zu benachrichtigen. Der Zarewitsch gestattete ihm nicht zu schreiben, nicht einmal darüber zu sprechen, damit die ausländischen Gesandten nichts erführen, und reiste wirklich am anderen Tage ab.

Das Unrecht des Zarewitsch gegen Charlotte bestand nicht allein in dem absoluten Mangel an Vertrauen, der ihn bewog seine Absichten vor ihr geheim zu halten, sondern auch in der Gleichgültigkeit, die er beim Abschiede von seiner kranken Gemahlin und während seiner Abwesenheit an den Tag legte; er schrieb ihr nicht ein einziges Mal aus dem Auslande.

Charlotte meldete ihrer Mutter, er sei „incognito“, in Begleitung des einzigen „Nikifor Kondratiewitsch“ nach Carlsbad gereist. Sein Dienstpersonal bestand aus zwei Kammerdienern, einem Fourrier, einem Pagen und zwei Lakaien. Zu derselben Zeit ging auch Catharina von Petersburg nach Reval, zu dem Zaren, und Charlotte blieb im letzten Monat ihrer Schwangerschaft allein. Diese Einsamkeit veranlasste Peter zu einigen Vorsichtsmassregeln in Bezug auf die bevorstehende Entbindung seiner Schwiegertochter. Er verordnete, dass drei russische Damen, die zum Hofe gehörten, die Frau des Kanzlers Grafen Golowkin, die Generalinnen Bruce und Rshewsky, bei der Niederkunft gegenwärtig sein sollten, um den möglichen Gerüchten über Auswechselung des Kindes u. s. w. vorzubeugen. Der Zar versuchte selbst, seiner Schwiegertochter die Noth-



wendigkeit dieser Maassregel auseinanderzusetzen: „Ich hätte Ihnen gern die Beschwerde erspart, allein die Abwesenheit Ihres Gemahls, meines Sohnes, nöthigt mich dazu, um das Geklaffe böser Zungen unschädlich zu machen, die sich daran freuen, die Wahrheit in Lüge zu verkehren. Es hat sich schon überall das Gerücht verbreitet, als seien Sie über ein Jahr schwanger; wenn nun Gott Ihnen zu einer glücklichen Geburt verhilft, so ist es rathsam, einige Anstalten zu treffen, von denen Ihnen der Kanzler, Graf Golowkin, Mittheilung machen wird, und denen Sie sich durchaus unterwerfen müssen, damit Allen, die die Lüge lieben, der Mund geschlossen werde.“

Charlotte begriff durchaus nicht den Sinn der oben-erwähnten Vorsicht. Es fiel ihr gar nicht ein, das Volk könne zu ihr, der Fremden und der Lutheranerin, Mißtrauen hegen und daher auch bösen Gerüchten Glauben schenken. Sie argwöhnte, die russischen Damen würden ihr beigegeben, um sie zu bewachen und die Möglichkeit eines Betruges, von ihrer Seite, abzuwenden. Sie bildete sich ein, es sei eine Intrigue verschiedener dem Zarewitsch nahestehender Personen, die ihr übelwollten, und sie hielt es für nöthig, an den Zaren zu schreiben, um sich von allem Verdacht zu reinigen, den man gegen sie erheben könne. Sie frug, wen der Zar meine, wenn er von Verleumdern rede, denen man den Mund schliessen müsse; auch sprach sie die feste Zuversicht aus, der Zar werde sie schützen vor den Kränkungen lügenhafter und gottloser Menschen, und die Frechheit der Verleumder wie ein schweres Verbrechen strafen. „Es hat mich tief in der Seele verletzt, dass meine Neider und Feinde Einfluss und Macht genug haben konnten, um eine so wichtige Intrigue gegen mich ins Werk zu setzen.“ Sie berief sich auf ihr früheres Leben und auf ihr Gewissen, das sie rechtfertigen



werde am Tage des jüngsten Gerichts. Der Herr, ihr Hort und ihr Trost im fremden Lande, wo sie von Allen verlassen sei, werde ihre Seufzer erhören und die Tage ihres Leidens abkürzen.

Es kränkte Charlotte ganz besonders, dass die von Peter ernannten Damen ihr eine Hebamme vorschlugen, an Stelle derjenigen, die sie aus dem Auslande mitgebracht hatte. Dieser Vorschlag überzeugte sie endgültig von dem gegen sie erhobenen Verdachte. Natürlich wollte sie auch nicht der Hülfe einer Person entbehren, an die sie gewöhnt war und die sie pflegte. „Jeder Frau,“ schrieb Charlotte, „bleibt es doch gestattet, sich eine Hebamme zu wählen, zu der sie Vertrauen hat.“ Die Kronprinzessin verlangte also durchaus, in diesem Falle nicht behindert zu werden, um so mehr, als der Ehekontrakt ihr volle Freiheit bei der Wahl des Dienstpersonals liess. „Wenn dennoch anders darüber bestimmt werden sollte,“ schrieb sie, „so kann ich mich dem nicht widersetzen, da ich Ew. Majestät unterthan bin, aber es ist wohl natürlich, dass bei dem blossen Gedanken meine Augen sich mit Thränen füllen und mein Herz erzittert.“

In demselben Sinne schrieb Charlotte an Catharina und schloss ihren Brief mit den Worten: „Ich hoffe, dass mein Leiden bald zu Ende geht; jetzt wünsche ich nichts so sehnlich als zu sterben, und es scheint, der Tod wird meine einzige Erlösung sein.“ In ihrem Briefe an den Zaren bat Charlotte, er möge wenigstens der Ernennung dieser drei Damen den Anschein geben, als habe sie ihn selbst darum ersucht. Der Wunsch der Kronprinzessin wurde erfüllt, und Golowkin schrieb darüber an Peter: „Von Ihrem Briefe an mich, Herr, weiss Niemand etwas, und es wird überall gesagt, Alles sei auf Bitten Ihrer Hoheit geschehen.“



Unzweifelhaft sprach sich in Charlottens Briefen an den Zaren und Catharina zu viel Empfindlichkeit aus und ein vollkommenes Missverstehen ihrer Lage, selbst wenn man ihren weinerlichen Ton übersehen wollte. Nur darf man nicht vergessen, dass die Einsamkeit, in welcher sie lebte, die Kälte und Rücksichtslosigkeit des Zarewitsch und die beständigen Verdriesslichkeiten, die sie duldeten, das ihr eigene Misstrauen und ihre Reizbarkeit nothwendig steigerten. Bei solcher Stimmung darf es nicht wundern, wenn sie in der Ernennung der drei Damen einen Mangel an Vertrauen argwöhnte von Seiten des Zaren, des einzigen Menschen, auf den sie sich rückhaltslos verliess. Vielleicht wurde sie auch von ihren Hofdamen beeinflusst, die es übel nahmen, unter eine gewisse Vormundschaft gesetzt worden zu sein. Man sollte gleichfalls nicht übersehen, dass viele Russen, und wie es scheint, gerade die zu Zeuginnen ernannten Damen, die Möglichkeit eines Betruges von Seiten des deutschen Hofes der Kronprinzessin sehr wohl zuließen, was sie natürlich übelnehmen musste. Diese Vermuthung liegt wenigstens nahe, wenn man den Brief der Rshewsky an Peter den Grossen liest, aus welchem man ersieht, welche Wichtigkeit sie ihrer Ernennung beilegte: „Auf Euren Befehl wohnen Bruce's Frau und ich bei Ihrer Hoheit der Kronprinzessin, und entfernen uns nicht auf eine Stunde. Sie behandelt uns gnädig. Ich schwöre zu Gott, ja und Amen, dass selbst grosse Millionen mich nicht in Versuchung führen sollen, und ich will Euch von ganzem Herzen dienen, so gut ich es verstehe. Von den gewaltigen „Cumplementen“ und Knixen, und von den deutschen Speisen sind mir die Augen ganz trübe geworden.“

Endlich, am 12. Juli, genas die Kronprinzessin einer Tochter, Natalie. Wie schlecht sie gepflegt wurde, lässt



sich aus dem Umstande schliessen, dass man ihr an demselben Tage gestattete, die Freudenbotschaft ihrer Mutter schriftlich zu melden. Sie schrieb auch an Peter und Catharina und erhielt von Beiden sehr liebenswürdige Antworten. Charlotte sagte von dem Briefe des Zaren, er sei sehr „obligant“ gewesen, und voll gnädiger Aeusserungen, die ihr Vertrauen befestigt hätten. Sie versicherte den Zaren, wenn sie dieses Mal „mankirt“ hätte, einen Prinzen zur Welt zu bringen, so hoffe sie bei nächster Gelegenheit glücklicher zu sein.

Seit ihrer Niederkunft trat der Briefwechsel Charlottens mit ihrer Mutter in eine neue Periode, die ungefähr ein Jahr lang, bis zu ihrem Tode dauerte. Die Briefe dieser Zeit sind grösstentheils sehr kurz, wenn wir nach denen urtheilen dürfen, die auf uns gekommen. Man sollte meinen, ihr Leben habe sich freundlicher gestaltet, ihre Ruhe sei weniger gestört worden durch Misshelligkeiten und Zwietracht ihrer Ehe. In Wahrheit blieb aber Alles beim Alten, und der Grund jener Wendung in ihrem Briefwechsel bedarf einer anderen Erklärung. Wie alle Frauen entwickelte sich Charlotte und wurde reifer durch das mütterliche Gefühl. Ein instinktives Bewusstsein ihrer Pflichten erwachte in ihr. Ihre Mutterwürde festigte sie, gab ihr eine natürliche Stütze und die Kraft, allen Verdriesslichkeiten des täglichen Lebens eine verständige Ruhe entgegenzuhalten. Sie ging in sich, sie gewöhnte sich an eigenes Nachdenken und Entschliessen, sie hörte auf, ein unmündiges Kind zu sein, das in Freude und Schmerz nur eine Zuflucht kennt, — sich unter tausend Thränen in die Arme seiner Mutter zu werfen. Hie und da blös schreibt Charlotte, sie möchte im mündlichen Gespräche ihr Herz ausschütten, denn wollte sie Alles mittheilen, so müsste sie ganze Bände schreiben.



Ihre Briefe betreffen ausschliesslich ihre Gesundheit, die verschiedenen Ereignisse in der Wolfenbüttel'schen Familie, ihre Beziehungen zu den Mitgliedern des Zarenhauses und — ihre kleine Tochter. Ganz beiläufig berührt sie politische Fragen. Ihr Oheim, der neue Herzog von Wolfenbüttel, blieb der Politik seines Vaters nicht treu und neigte sich auf die Seite der Schweden. Es war Charlotte natürlich sehr peinlich, dass ein so naher Verwandter den Interessen des Zaren zuwider handle und die russische Regierung zwang, ihm diplomatische Noten zu schicken, „dans des termes Russiens, c'est à dire fort massives“, wie sich Charlotte nicht ohne Schadenfreude ausdrückt, denn sie mochte ihren Oheim nicht. Sie hielt es für gerathen, mit Catharina diesen Gegenstand zu erörtern und sie zu versichern, ihr Vater theile durchaus nicht die Leidenschaft seines Bruders für die Schweden. Catharina beruhigte sie sehr freundlich in folgenden Ausdrücken: „Mach ju kein Gedancken, czaarische Majestät weiss wohl, dass ju Vater gut Freund von ihm, und sagen, währ viel besser, dass ju Vatter an Hertzog von Wolfenbüttel sein stell, oder dass alte Herr nicht gestorben, denn ist alle beyde mein gut Freund.“ Eben so karg und selten erwähnt sie der Neuigkeiten und Sitten des Hoflebens. Nur im Frühjahr 1715 schreibt sie von den Vorbereitungen zum Feldzuge und sagt, man thue in Petersburg Tag und Nacht nichts, als Mörser und Kanonen probieren, was den entsetzlichen Eindruck einer belagerten Stadt mache.

In einem anderen Briefe beschreibt sie die „Swiatki“: „Wir haben jetzt Feiertage, eine Art Carnaval (une espèce de carnaval), aber nur für Männer. Die Festlichkeiten fangen mit dem ersten Weihnachtsfeiertage an und dauern bis Epiphantias; das ganze Vergnügen besteht in Essen und Trinken. Gestern war alle Welt bei mir, was mich



sehr ermüdete; im Russischen heisst das: „Slawit“ (Gott loben); die Hausfrau muss in dieser Zeit Allen aufwarten. Die Gäste sassen drei und eine halbe Stunde bei Tische und ihrer waren so viele, dass man an drei Tischen kaum Platz hatte, woher ich auch sehr müde war. Nie habe ich den Zaren heiterer gesehen; er sprach viel mit mir, und freute sich meiner kleinen Tochter; man darf nur nicht immer dem Wetter trauen. Mir ist es leid, dass ich Ihnen nicht mündlich erzählen kann, worüber sich nicht schreiben lässt und was Ihnen undenkbar vorkommen würde.“ Der interessante Brief, dem wir diese Mittheilungen entnehmen, wurde dadurch unterbrochen, dass der Zarewitsch seine Frau zu den Gästen rufen liess.

Von den kaiserlichen Ministern und ihrem Verhältniss zu ihnen sprach Charlotte sehr vorsichtig. Sie sagt, der Kanzler Golowkin sei wohl der einzige Mensch, auf dessen Anhänglichkeit sie baue; was Menschikoff betreffe, „scheine es rathsamer, an ihn zu denken, als von ihm zu sprechen.“ Ein anderes Mal, auf eine Anfrage ihrer Mutter, ob der Zarewitsch zum Gouverneur von Petersburg ernannt sei, schreibt Charlotte, Menschikoff bleibe Gouverneur; obgleich verschiedene Zwiste (*démêlés*) stattgefunden, halte er sich noch immer, könne sich aber nicht mehr des früheren Vertrauens rühmen. „Dagegen giebt es einen Anderen, der schlimmer ist als er, — Schafiroff. Er ist durchaus nicht der Mann, für den man ihn ausgiebt; mir ist es aber beschieden, zu leiden und zu dulden.“

Das Hauswesen der Kronprinzessin war in demselben Zustande wie früher. Charlotte schrieb, sie stecke in Schulden bis an den Hals, da sie gar keine Einkünfte von ihren Gütern beziehe; Möbel und Lebensmittel müsse sie von ihrem Gelde kaufen; der Wein z. B. sei unerhört theuer;



sie bekomme wohl jetzt eine Summe für Holz und Hafer, die aber nicht zur Hälfte des Bedarfs reiche.

Ueber ihren Hofstaat hörte Charlotte auf zu klagen; ihre Damen thaten ihr nichts weiter an, als dass einige von ihnen heiratheten und sie verliessen. Dagegen hatten sich seit dem Tode des jungen Löwenwolde die Beziehungen der Kronprinzessin zu seinem Vater sehr getrübt. Zuletzt wurden sie so schlecht, dass Charlotte im Frühjahr 1715 schrieb: „Der alte Löwenwolde ist mein ärgster Verfolger geworden (*mon plus grand persécuteur*); ich halte ihn für den niederträchtigsten Menschen der Welt.“

Während dieser Zeit sprach Charlotte mehr von ihrem Verwandtenkreise. Unter Allen gab es nur eine Persönlichkeit, zu der sie in immer gleichem, freundlichem Verhältnisse blieb — das war der Zar selbst. Sie sah ihn nicht oft, da er immer sehr beschäftigt und häufig von Petersburg abwesend war; wenn er mit ihr zusammenkam, zeigte sich aber Peter stets gütig und zuvorkommend. Charlotte erzählt, sie sei ihm eines Tages bei der damals kranken Zarewna Natalie begegnet; Peter überschüttete seine Schwiegertochter mit Aeusserungen seiner Gnade und Zuneigung; er bestand darauf, ihr als Dolmetscher zu dienen, und erlaubte Niemand auch nur ein einziges ihrer Worte zu übersetzen.

Die Beziehungen der Kronprinzessin zur Zarin waren bei Weitem nicht so gut. „Meine Schwiegermutter“, schrieb Charlotte im April 1715, „verhält sich zu mir, wie ich es immer erwartet habe, vielleicht noch schlechter.“ Einige Zeit darauf schrieb sie wieder: „Ich sehe die Zarin gar nicht; jedes Mal, wo ich mich bei ihr melden lasse, empfängt sie mich nicht. Sie zeigt sich überhaupt wenig und schont sich sehr bei ihrer vorgerückten Schwangerschaft; überdem soll sie ausserordentlich niedergeschlagen



und traurig sein.“ Die Spannung zwischen beiden Frauen wurde so gross, dass Charlotte von Catharina sagte, sie sei „schlimmer als alle Uebrigen.“ (*pire que tout le reste.*)

Das Verhältniss Charlottens zu der Zarewna Natalie scheint nicht besonders geworden zu sein, nach dem oben angeführten unangenehmen Missverständnisse. Auch sie liess sich fast immer verleugnen, wenn Charlotte sie besuchen wollte, und sie begegneten sich nur bei Hoffestlichkeiten.

Dagegen war Charlotte immer einer herzlichen Aufnahme in der Familie des verstorbenen Zaren Johann Alexeiewitsch sicher, die aus Moskau nach Petersburg im Winter 1715 übersiedelte und bekanntlich aus einer Mutter und drei Töchtern bestand. Charlotte sah häufig die Zarewnen, die ihr mit warmer Liebenswürdigkeit entgegenkamen. Ihre äussere Erscheinung wird von Charlotte folgendermassen beschrieben: „Die Herzogin<sup>1)</sup> (Anna Joannowna) ist die höflichste der drei Schwestern; sie ist ebenso gross wie Eppen (das Kammermädchen der Prinzessin von Ostfriesland), obgleich ihre Taille noch kürzer und ihre Beine länger sind; sie hat sehr kurzsichtige Augen; die Haut ihres Gesichts ist sehr gelb und ihre Haare sind von derselben Farbe; überhaupt kann man wohl keine hässlichere Frau sehen. (*en tout une personne accomplie en laideur.*) Die älteste Schwester ist nicht schöner, aber viel klüger; sie schmeichelt sich durch ihre Herzlichkeit ein und redet unglaublich viel; sie ist schwarz wie eine Zigeunerin und sehr runzlich, als wäre sie 50 Jahre alt; aber sie hat hübsche Augen und ist gut gewachsen; auch ersetzt ihre Liebenswürdigkeit manche äusserlichen Mängel. Die

---

1) Anna Joannowna war mit Friedrich Wilhelm, Herzog von Curland, vermählt gewesen.



jüngste ist schweigsamer als die Herzogin; sie wäre sehr hübsch gewachsen, hätte sie nicht eine höhere Schulter, was sie übrigens recht geschickt verdeckt; der Ausdruck ihres Gesichtes ist sehr albern. Sie geben sich ausserordentlich viel Mühe, zuvorkommend gegen mich zu sein, und haben mich gebeten, sie abwechselnd zu mir, auf meine Insel einzuladen“<sup>1)</sup>).

Viel wichtiger als ihre Beziehungen zu ihren Verwandten war natürlich für Charlotte ihr Verhältniss zu dem Zarewitsch, das immer unerfreulicher wurde. Der Zarewitsch war ins Ausland gereist, ohne von seiner Frau Abschied zu nehmen und gab ihr kein einziges Mal Nachricht von sich. Anfangs November, beinahe fünf Monate nach seiner Abreise, schrieb Charlotte: „Der Zarewitsch ist noch nicht zurückgekommen, Niemand weiss, wo er sich aufhält, ob er lebendig oder todt ist; ich bin in fürchterlicher Unruhe; alle Briefe, die ich in den letzten sechs oder acht Wochen an ihn gerichtet habe, werden mir aus Dresden und Berlin zurückgeschickt, weil man dort nicht weiss, wo er sich befindet.“ Erst vierzehn Tage später liess die Zarin Charlotte sagen, sie habe Nachricht von dem Zarewitsch, er werde bald in Petersburg anlangen.

Die Ankunft des Zarewitsch brachte übrigens der Kronprinzessin nicht weniger Aufregung als seine Abwesenheit. Wir finden freilich in ihren Briefen keine Klagen über häuslichen Unfrieden. In den ersten Tagen war der Zarewitsch sogar sehr herzlich gegen seine Frau (*il me témoigne force*

---

1) Aus Charlottens Briefen erfahren wir, dass der Bevollmächtigte des Herzogs von Mecklenburg sich damals um Anna Joannowna, der verwittweten Herzogin von Curland, bewarb. Man weiss, dass der Herzog später ihre <sup>ältere</sup> jüngere Schwester, Catharina, heirathete.



amitié) und später schrieb Charlotte nur, dass er sich ebenso wie früher gegen sie benehme, mit dem Unterschiede, dass sie ihn seltener sehe. Die Lebensweise des Zarewitsch seit seiner Rückkehr aus dem Auslande musste aber sein eheliches Verhältniss schliesslich zerstören.

Ungefähr um diese Zeit nahm Alexei die Leibeigene seines Lehrers, Nikifor Wiasemsky, die bekannte Finnin Euphrosyne, zu sich ins Haus, und trennte sich nicht mehr von ihr bis an seines Lebens Ende.

Seine Gleichgültigkeit gegen seine Gemahlin war für Niemand ein Geheimniss. Der hannöversche Gesandtschaftssekretair Weber schrieb später in seinen Denkwürdigkeiten: „Ich bemerkte, wie sorgfältig der Zarewitsch es vermied, in Gesellschaft mit seiner Frau auch nur ein Wort zu sprechen, und sich auffällig von ihr entfernt hielt. Die Zarewna bewohnte die linke Hälfte ihres Hauses, der Zarewitsch die rechte, und sie sahen sich höchstens ein Mal in der Woche <sup>1)</sup>. Der Zarewitsch liess sein Haus so gänzlich verfallen, dass es in dem Schlafzimmer der Kronprinzessin durchregnete; als der Zar ihm darüber einen strengen Verweis ertheilte, drohte er seiner Frau und überhäufte sie mit Vorwürfen, weil sie ihn bei seinem Vater verklagt habe. Aber diese kluge Fürstin ertrug ihr schweres Geschick mit ungewöhnlicher Seelenstärke; nur in der Einsamkeit ihrer vier Wände vergoss sie Thränen, und nur ihrer treuen Freundin, der Prinzessin von Ostfriesland, vertraute sie ihren Kummer an. Ich würde Stösse von Papier brauchen, wenn ich in Einzelheiten eingehen und alle Unannehmlichkeiten

---

1) Weber fügt hinzu: „und wenn der Czarewitz nicht die Erzielung eines Erben als die Stütze seiner Sicherheit angesehen hätte, würden diese beyde Vereklichte einander stets unsichtbar geblieben seyn.“ Das veränd. Russland. 2. Ausg. I. Bd. Pag. 120.



beschreiben wollte, die sie erlitt.“ Weber begnügt sich damit, einfach das Verhältniss des Zarewitsch zu Euphrosyne anzudeuten <sup>1)</sup>).

Zu dieser Prüfung gesellte sich eine neue Sorge. Zwischen dem Zarewitsch und seinem Vater nahmen Kälte und Spannung allmählig überhand; das drohende Vorgefühl einer finsternen Katastrophe quälte Alexei beständig. Er hatte nicht Willenskraft genug, um diese schwierige Lage zu überwinden, und Gewohnheiten und Ansichten seinem unerbittlichen Vater zum Opfer zu bringen; die schwachen Naturen seines Zeitalters kannten ein leichtes Mittel, um die schwere Last der Gegenwart abzuschütteln: sie suchten eine künstliche Vergessenheit. Und der Zarewitsch machte immer häufiger Gebrauch davon.

Anfangs tröstete Charlotte sich wahrscheinlich damit, es sei ein zeitweiliges Sichgehenlassen, in Folge der lange andauernden Swiatki. Indem sie ihren Mann bei ihrer Mutter um seines langen Schweigens willen entschuldigt, da er nicht einmal zum neuen Jahre derselben Glück gewünscht, schiebt Charlotte die ganze Schuld diesen Feiertagen zu. „Die deutsche Sprache wird ihm so schwer“, schrieb die Kronprinzessin am 7. Januar 1714; „seit er zurückgekommen ist, verbringt er nur einen Theil der Nacht zu Hause, und dann liegt er bewusstlos da, von all den starken Getränken; wir haben jetzt Feiertage, etwas in der Art des Carnevals“ u. s. w.

Die Feiertage gingen vorüber, die grosse Fastenzeit brach an, der Zarewitsch änderte aber nichts an seiner Lebensweise. Seine Ausschweifungen fingen an, seine Gesundheit zu erschüttern, die im Auslande sichtlich sich

---

1) „welche der Czarewitz als ein Kebsweib öffentlich in's Haus nahm, und dieselbe Tag und Nacht an seiner Seite hatte.“



gekräftigt. Ende April hatte Charlotte einen fürchterlichen Schreck: man trug den Zarewitsch für todt aus der Kirche; er war so schlimm dran, dass man es nicht wagte, ihn über die Newa nach Hause zu bringen, und er musste die Nacht in der Wohnung eines Ausländers bleiben. Selbst am nächsten Tage war er noch so schwach, dass sich die schwangere Kronprinzessin zu ihm begab und den halben Tag bei ihm verbrachte. Nur auf kurze Zeit kehrte sie nach Hause zurück, und liess sich Abends zum zweiten Mal über die Newa fahren, um ihn zu besuchen. „Ich schreibe sein Unwohlsein,“ schrieb sie, „dem Fasten und der grossen Menge Branntwein zu, die er täglich trinkt, auch ist er gewöhnlich betrunken.“ (*étant pour l'ordinaire yvre.*)

Allein selbst in diesem freudlosen Familienleben gab es Augenblicke reinsten Glückes; selbst zwischen diesen einander so fremden Eheleuten gab es einen Gegenstand, für welchen sie gemeinsame Interessen und Gefühle hegten, das war ihre kleine Tochter. Wenn der Zarewitsch sein Kind herzte, erwachte in ihm eine Zärtlichkeit, die er noch für Niemand empfunden hatte; Charlotte war selig darüber und theilte sogleich diese Freude ihrer Mutter mit: „Der Zarewitsch,“ schrieb sie, „liebt die Kleine über Alles, und so klein sie noch ist (sie war damals etwas über vier Monate alt), hängt sie schon an ihm und jauchzt, wenn sie ihn sieht. Er hat sie schon mehrere Male in sein Zimmer getragen, sie in seinen Armen gewiegt, Allen gezeigt und gefragt, ob es wohl ein schöneres Kind gebe als seine Tochter? Alle Russen bewundern das Kind, und sagen, sie hätten kein ähnliches gesehen.“

Charlotte folgte mit mütterlichem Herzen der allmählichen physischen und geistigen Entwicklung ihres Kindes. Voll Stolzes sagte sie ihrer Mutter, die Kleine habe bei drei Monaten schon ihren dritten Zahn, und vier Monate



später schreibt sie, ihre Tochter sei über ihr Alter klug und verstehe Alles, was man ihr sage. „Obgleich sie so klein ist, fürchtet sie mich doch schon. Wenn sie irgend etwas haben will und man ihr sagt, man werde es mir klagen, wird sie ganz still, wenn man ihr nicht mit meinem Namen droht, sondern nur verlangt, dass sie aufhöre zu fordern, so lacht sie und wird noch ungestümer; dabei liebt sie mich aber ausserordentlich. Den Zarewitsch liebkost sie ganz wie eine erwachsene Person; wenn sie sieht, dass er übler Laune ist, schweigt sie gleich still und sieht ihn nur an; wenn er sich zu ihr wendet, lächelt sie und fängt an zu jauchzen.“

Solche Augenblicke mütterlichen Glückes waren Charlottens einzige Zerstreuung in ihrem traurigen Leben. Zu dem Kummer ihrer Lage gesellte sich physisches Unwohlsein. Die zweite Schwangerschaft der Kronprinzessin wurde seit ihrem Beginn von krankhaften Symptomen begleitet. Nach dem ersten Monate litt Charlotte freilich weniger unter ihrem Zustande, als das erste Mal; sie nahm sogar zu, aber die ärgsten rheumatischen Schmerzen in allen Gliedern marterten sie bis zur Ohnmacht. Die letzte Zeit der Schwangerschaft war wiederum sehr beschwerlich. Zehn Wochen vor ihrer Niederkunft fiel die Kronprinzessin, indem sie eine Treppe stieg, weil der Hacken ihres Schuhs absprang, und sie verletzte sich die linke Hüfte an einer höheren Stufe. Von der Zeit an hatte sie Schmerzen in der linken Seite und im Leibe; sie sagte: „Mir ist's, als steche man mir den ganzen Leib mit Stecknadeln.“ Zu diesen Schmerzen kam noch ein leichtes Fieber. Die Aerzte der Kronprinzessin, Will und Lose, entschlossen sich zu einem Aderlasse; das Blut war sehr dick. Die Schmerzen schienen danach gelinder zu werden; aber neun Tage vor der Entbindung verschlimmerte sich der Zustand der



Kranken, und sie brachte die letzte Woche im Bette zu. „Ich leide beständig,“ schrieb Charlotte an ihre Mutter am 30. September alten Styls, „und bin so stark, dass ich mich genöthigt sehe, fast immer auf dem Rücken zu liegen; ich kann nicht gehen; soll ich ein paar Schritte machen, so muss man mich von beiden Seiten unterstützen; sitze ich nur einen Augenblick, so weiss ich nicht, wo ich mich vor Schmerz lassen soll; man könnte glauben, dass ich drei Kinder trage. Uebrigens habe ich guten Appetit und fühle mich nicht so schwach, wie im vorigen Jahre.“ Ungeachtet ihrer Leiden blieb Charlotte gutes Muthes und quälte sich nicht mit Ahnungen eines baldigen Endes. „Morgen ist mein letzter Termin, die Stunde kann ich natürlich nicht bestimmen. Gebe Gott, dass die Kaiserin ebenso glücklich sei als ich<sup>1)</sup>. Ich wünsche Ew. Durchlaucht unterthänigst Glück zu diesem erwünschten Ereigniss, — ich kann nicht länger in meinem Lehnstuhl sitzen bleiben.“

Charlotte irrte sich in ihren Erwartungen; erst um Mitternacht am 12. Oktober alt. St. fingen die ersten Wehen an und gegen 5 Uhr Morgens gebar sie glücklich einen Sohn.

Während der ersten Tage fühlte sich Charlotte so wohl, dass sie sich am vierten Tage in ein anderes Zimmer tragen liess, anfang Gratulationen zu empfangen, und den Neugeborenen selbst stillen wollte, trotz aller Warnungen des Arztes und der Hebamme. An demselben Tage wurde ihr plötzlich übel; seit ihrer Entbindung hatte sie gar nicht geschlafen; das heftigste Fieber trat ein, mit Delirium und und fürchterlichen Schmerzen im Leibe verbunden (siehe

---

1) Charlottens Schwester, die Kaiserin Elisabeth, war 9 Jahre lang kinderlos, und erst im J. 1717 gebar sie Maria Theresia.



Anhang 1). Am 20. Oktober verlor die Prinzessin die Besinnung, und ihr Zustand flösste die ernstesten Befürchtungen ein.

Als der Zar, der selbst krank war, davon in Kenntniss gesetzt wurde, schickte er Menschikoff mit vier Leibärzten: Areskin, Polikala und zwei Blumentrost, um ein Concilium abzuhalten. Die Aerzte fanden Charlotte sterbend — in mortis limine.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr schickte die Kronprinzessin nach dem Baron Löwenwolde. Bei seinem Eintreten sagte sie, sie fühle ihr Ende nahe, sie sei bereit zum Tode und habe keine irdischen Wünsche mehr, möchte aber mit ihm über einige letzte Verfügungen sprechen. Löwenwolde versuchte sie zu trösten, Charlotte unterbrach ihn aber mit den Worten: es gebe keine Hoffnung mehr für sie, sie fühle den Tod in allen Gliedern und sterbe gern, besonders weil sie dem Zarenhause einen Prinzen geschenkt habe, für den sie freudig ihr Leben hingebe. Sie finde eine Beruhigung in dem Versprechen der Prinzessin von Ostfriesland, bei ihren Kindern zu bleiben und bei ihnen Mutterstelle zu vertreten. Darauf bat Charlotte die Prinzessin, ihr Versprechen in Löwenwolde's Gegenwart zu wiederholen, und verlangte, er solle ihr sein Ehrenwort geben, nöthigenfalls die Prinzessin an ihr Gelübde zu mahnen.

Noch eine andere Sorge bekümmerte Charlotte vor ihrem Tode, das Schicksal eben dieser Prinzessin von Ostfriesland, die ihr nach Russland gefolgt war gegen den Rath ihrer Verwandten, und die sie, ihren eigenen Worten nach, liebte und verehrte wie ihre leibliche Schwester. Charlotte bat Löwenwolde, die Prinzessin nach Deutschland zurückzubegleiten, wenn der Zar ihr nicht gestatte, bei den Kindern zu bleiben. Charlotte bestand hauptsächlich darauf,



weil Löwenwolde sie begleitet habe bei ihrer Ankunft in Russland, alle ihre Verwandten kenne und wisse, wie theuer die Prinzessin ihr gewesen. Löwenwolde bemerkte, er brauche die Einwilligung des Zaren dazu. Charlotte antwortete rasch, der Zar sei ihr zu gnädig, um nicht ihre letzte, auf dem Todtenbette ausgesprochene Bitte zu erfüllen. Als Löwenwolde nun sein Ehrenwort gab, die Prinzessin nicht zu verlassen, sagte Charlotte: „Gottlob! nun ist mir der schwerste Stein vom Herzen gefallen!“

Darauf fing die Kronprinzessin an, davon zu sprechen, wie weh es ihr thue, nicht mehr die Freude zu haben, von dem Zaren Abschied zu nehmen, seine Hand zu küssen und ihm für alle seine väterlichen Gnaden und Wohlthaten zu danken. Da sie die Hoffnung aufgeben musste ihn zu sehen, bat Charlotte Löwenwolde, dem Zaren und der Zarin bestes Wohlergehen zu wünschen, und dem Zaren einen Brief von ihr einzuhändigen.

Dieser Brief war überschrieben: „Meine allerunterthänigste und letzte Bitte an Seine Zarische Majestät, vor meinem Tode von mir unterschrieben.“ In dem Briefe sagte Charlotte, sie wolle keinerlei Verfügungen treffen in Bezug auf ihre Bestattung, sondern überlasse Alles dem Zaren. Ihre Kleinodien, Gold und Silbersachen, vermache sie ihren Kindern; alle ihre übrigen Effekten bitte sie ihre Cousine, die Prinzessin, unter ihrem Hofgesinde zu vertheilen. Darauf bat Charlotte den Zar, ihrem ganzen Hofpersonal die Rückkehr nach Deutschland zu erlauben und das nöthige Reisegeld zu bewilligen. „Da ich,“ fuhr sie fort, „der hiesigen Theuerung und der Unerfahrenheit meiner Leute wegen einige Schulden gemacht habe, bitte ich unterthänigst Ew. Majestät, meine Gläubiger zu befriedigen, damit mein Andenken und meine Ehre nach meinem Tode keinen Schaden leiden. Zur Bezahlung dieser Schulden



mag ein Theil der Ersparnisse dienen, welche die Krone durch mein Hinscheiden machen wird, denn durch Gottes Willen sterbe ich früh und lange ehe ich es vermuthete.“ Ausserdem erklärte Charlotte, in Folge ihres unvorhergesehenen Todes habe sie nicht die Zeit, alle Rechnungen ihrer Hofbeamten zu unterschreiben; sie sei aber gewiss, dass ihre Secretaire Klüver und Klement, die ihre Gelder auszahlten, ihr immer treu gedient hätten, und sie bäte, deren Rechnungen und Quittungen anzunehmen, im Falle es nöthig würde, ihnen auch auf's Wort zu glauben. Der Brief schloss mit den wärmsten Ausdrücken der Dankbarkeit gegen Zar und Zarin, und dem Wunsche, Gott möge ihr Leben eben so sehr verlängern, als Er das ihrige abgekürzt habe.

Der eben angeführte Brief macht dem Charakter Charlottens die grösste Ehre; es gehört viel Seelenstärke dazu, um in den letzten Augenblicken eines qualvollen Lebens das Schicksal seines Hofpersonals zu bedenken, und die Verantwortlichkeit seiner Secretaire sicher zu stellen. Ihre letzten Aufträge an Löwenwolde werfen ein noch schöneres Licht auf ihr Gemüth. Charlotte hatte viel gelitten durch ihr eheliches Verhältniss und die ungünstige Umgebung, in der sie sich befand. Ihrer Mutter hatte sie im Leben ihr Leid geklagt; sie wollte aber Niemanden Anderes in ihre schmerzlichen Geheimnisse einweihen. Sie sah voraus, man werde ihren Tod dem Kummer zuschreiben, den sie erfahren, und da sie im Sterben Allen verziehen, wollte sie auch der Welt jeden Vorwand benehmen, wenn es auch sei, an ihrem Tode schuldig zu glauben. Sie trug Löwenwolde auf, ihrer Mutter und ihrer Schwester, der deutschen Kaiserin, einen ausführlichen Bericht über alle Umstände ihres Todes zu schreiben: „Bei meinen Lebzeiten habe ich das Unglück gehabt,“ sagte Charlotte dem Baron,



„durch viele böswillige Erfindungen verleumdet zu werden; es kann also Leute geben, die nach meinem Tode es wagen dürften, mein frühes Ende nicht meiner Krankheit, sondern schwerem Kummer zuzuschreiben, — darum bitte ich Sie, meinen Verwandten zu sagen, dass ich allen Grund hatte, zufrieden zu sein, und mich nicht genug der Liebe und Gnade Ihrer Hoheiten rühmen kann; nicht allein ist mein Ehevertrag genau erfüllt worden, ich habe noch ausserdem zahlreiche Wohlthaten genossen.“ Charlotte erzählte dabei mit Rührung, wie der kranke Zar ihr alle seine Aerzte geschickt habe, und obgleich sie ihr nicht hätten helfen können, sei ihr doch die Sorgfalt, die der Zar bis zum letzten Augenblick für sie gehegt, ein wahrer Trost gewesen. Die Kronprinzessin verlangte noch von Löwenwolde, er möge in ihrem Namen ihre Mutter und Schwester bitten, ein freundschaftliches Verhältniss zwischen dem Kaiser und dem Zaren herzustellen und durch alle Mittel zu erhalten, da sie glaube, es könne ihren Kindern nützlich sein.

Darauf sagte Charlotte, sie habe nichts mehr auf dem Herzen, und nahm freundlich Abschied von Löwenwolde.

Gegen Mittag schickte sie nach dem Zaren. Peter war noch krank, liess sich aber im Lehnssessel zu ihr tragen. Er versuchte sie zu trösten; sie wiederholte ihm persönlich ihre Bitten, empfahl ihm auf die rührendste Weise ihre Kinder, und beschwor ihn, sie der Pflege der beiden, von ihr bezeichneten Frauen anzuvertrauen. Der Zarewitsch wich am letzten Tage nicht von dem Bette seiner Gemahlin; er war so ergriffen, dass er drei Mal in Ohnmacht fiel.

Nachdem der Zar sich entfernt hatte, liess Charlotte ihren Hofstaat hereinkommen; Alle weinten laut, sie tröstete und segnete sie und blieb dann allein mit dem Pastor. Als er sie verlassen, wollten die Aerzte sie dazu bewegen, ein neues Mittel einzunehmen; sie warf das Glas zur Erde und



sagte: „Quält mich nicht so sehr, lasst mich ruhig sterben, ich will nicht mehr leben.“ Lange weinte sie, indem sie ihre kleine Tochter küsste und herzte; die übrige Zeit ihres Lebens verbrachte sie im Gebet. Ungefähr um Mitternacht, vom 21. auf den 22. Oktober, verschied sie. Der Zarewitsch nahm die Kinder in seine Arme, und trug sie nach seinen Zimmern hinüber.

Charlotte hatte vor ihrem Tode gebeten, man möge sie nicht einbalsamiren. Da die Vorbereitungen zu ihrem Begräbniss aber viel Zeit erforderten, befahl der Zar am Tage nach ihrem Tode, die Sektion der Leiche vorzunehmen, und blieb selbst gegenwärtig.

Die Trauerfeierlichkeiten gaben zu einer Menge Schwierigkeiten Anlass; Peter wollte durchaus die an auswärtigen Höfen üblichen Gebräuche beobachten lassen, und man musste zuvor das Ceremonial genau kennen lernen. Charakteristisch ist dabei ein von Pleyer berichteter Fall <sup>1)</sup>.

Es entstand die Frage, ob man während des Leichenbegängnisses Kanonen lösen solle. Der Zar frug den schwedischen Grafen Piper, der sich damals in Gefangenschaft in Petersburg befand, ob man in Schweden bei dem Begräbnisse einer Kronprinzessin Kanonen löse, und wie viel Schüsse man thue. Piper antwortete, man schiesse nie bei Trauerfeierlichkeiten in Schweden. Löwenwolde aber, der häufig in Dienstgeschäften in Schweden gewesen war, behauptete, bei dem Leichenbegängnisse einer Königin gebe es 100 Schüsse, bei dem einer Kronprinzessin 90. Peter glaubte dem Baron und setzte voraus, Graf Piper habe ihm absichtlich falsche Auskunft geben wollen; er schickte ihm Löwenwolde und einen anderen General, um

1) Verändertes Russland. Bd. I. Pag. 120. Bericht von Pleyer und Weber.



ihn zur Rede zu stellen, ihn zu fragen, warum er dem Zaren die Unwahrheit gesagt habe, und ihm einen strengen Verweis zu ertheilen. Vor dem Beginn der Trauerprozession rief Peter doch noch den österreichischen Residenten, Plexer, und den hannöverschen Secretair Weber herbei, und frug sie, ob man an ihren Höfen während des Begräbnisses einer Kronprinzessin Kanonen löse. Beide antworteten, es geschehe an ihren Höfen nicht. Darauf richtete der Zar dieselbe Frage an die übrigen Diplomaten; keiner von ihnen wusste von einem ähnlichen Falle, nur der sächsische Gesandte berief sich auf das Beispiel des Dresdener Hofes. Peter befahl nun, das Schiessen einzustellen.

Das Leichenbegängniss der Kronprinzessin fand am 27. Oktober statt. Um 2 Uhr versammelten sich die Cavaliere bei dem Zarewitsch, die Damen auf der anderen Seite des Palais, in Charlottens früheren Gemächern, wo die Prinzessin von Ostfriesland sie empfing. Der Saal, in welchem die Leiche der verewigten Fürstin stand, erinnerte in seinen Dimensionen an den Saal, wo vor vier Jahren ihre Vermählung stattgefunden hatte, nur prangte hier Alles im düstersten Pomp. Die Fenster waren verhängt und unzählige Kerzen, in 36 Kristall-Candelabern, erleuchteten den weiten Raum; nicht allein die Wände, auch der Fussboden und die Decke, waren mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, und von dem dunkeln Grunde stachen scharf das Wappen und der rothe, mit Gold verbrämte Baldachin ab. Um 4 Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Die Garde bildete Spalier; Offiziere und Hofcavaliere trugen den Sarg der Kronprinzessin bis an das Ufer der Newa. Hinter dem Sarge gingen der Zar und der Zarewitsch, gefolgt von den Senatoren, Ministern und Diplomaten. Der langen Reihe von Männern folgte eine



eben so lange Reihe von Damen, an deren Spitze sich ein Marschall mit schwarzem Stabe befand. Vor allen andern Damen gingen die Zarewna Natalie Alexeiewna und die Zarin Martha Matweewna. Die Zarin Catharina war nicht bei der Feierlichkeit, da sie täglich ihre Entbindung erwartete.

Am Ufer der Newa stand eine schwarz ausgeschlagene Fregatte, um die Leiche nach der eben im Bau begriffenen St. Petri und Pauli Cathedrale hinüberzubringen. Auf dieser Fregatte und anderen, zu demselben Zwecke vorbereiteten Fahrzeugen wurde die ganze Prozession eingeschifft. Zwischen dem Ufer und der Kirche standen Soldaten mit Fackeln, um die finstere Nacht zu erleuchten. Der Sarg wurde in die Gruft versenkt, wobei der Pastor eine kurze Rede hielt. Da der Sarg unter freiem Himmel bleiben musste, bis das Gewölbe darüber geschlagen werden konnte, stellte man eine Ehrenwache daneben, und darauf kehrten Alle in das Palais des Zarewitsch zurück, wo ein kaltes Souper servirt ward. An dem Abend wurde Niemand zum Trinken genöthigt.

Während des Abendessens unterhielten sich leise viele der Anwesenden, besonders die fremden Diplomaten, von den letzten Augenblicken der dahingeschiedenen Kronprinzessin und ihrem traurigen Geschick. Man erzählte sich, sie habe den Tod nicht gefürchtet, sondern ihn vielmehr sehnlich herbeigewünscht; vor ihrer Niederkunft sei ihr frühzeitiges Ende von ihr selbst vorhergesagt worden. Nach ihrer scheinbar glücklichen Entbindung seien ihr alle Glückwünsche zuwider gewesen; sie habe nur wiederholt, man möge für sie beten, dass Gott sie sterben lasse. Russland einen Thronerben geboren zu haben, sei ihr eine unbeschreibliche Freude gewesen, nur habe sie dabei die Hoffnung ausgesprochen, jetzt dürfe sie wohl sterben. In



den ersten Tagen ihres Wochenbetts sagte sie oft, es gehe ihr dieses Mal sehr gut, sie würde aber einen anderen Ausgang vorgezogen haben. Mit Ungeduld und Aerger verlangte sie zuweilen Speisen, die von den Aerzten verboten waren. Als ihr Zustand sich plötzlich verschlimmerte, zürnte sie den Aerzten darüber, dass sie immer neue Mittel anwenden wollten, anstatt sie sterben zu lassen: sie wolle ja nicht leben.

Nach aufgehobener Tafel drängten sich die Hofbeamten der Kronprinzessin um Pleyer. Sie waren in grosser Unruhe über ihre Zukunft und wünschten, Kaiser Karl möge sich bei dem Zaren ihrethalben verwenden, damit diejenigen, die nicht in Russland bleiben wollten, in ihre Heimath zurückgeschickt würden. Die Gerüchte von der Todessehnsucht der jungen Kronprinzessin erregten sehr natürlich den Gedanken, sie sei nicht so sehr der Krankheit, als schwerer Trübsal erlegen. Der österreichische Resident Pleyer schrieb an seinen Hof: „Zu ihrem Tode haben die zahlreichen Widerwärtigkeiten entschieden beigetragen, denen sie täglich ausgesetzt war. Das Geld, das man für ihren Hof angewiesen hatte, wurde immer nur nach vieler Noth und Mühe ausgezahlt und zwar so spärlich, dass sie nie mehr als 5 bis 600 Rbl. auf ein Mal bekam; sie war stets in Geldverlegenheiten und konnte ihren Hofstaat nicht bezahlen. Sie und das ganze Hofpersonal steckten in Schulden bei allen Kaufleuten. Sie hatte auch von Seiten des zarischen Hofes viel Neid zu ertragen, des muthmasslichen Thronerben wegen, und wusste, dass die Zarin ihr heimlich zu schaden suche. Alles dieses erhielt sie in fortwährender Aufregung.“

Was Pleyer seinem Hofe mittelst geheimer Chiffer mittheilte, wurde bald laut in gedruckten Schriften; als Hauptschuldigen aber an Charlottens Unglück stellte man



den Zarewitsch dar. Der hannöversche Secretair Weber sagte in seinem berühmten Werke über Russland, das Leben der Kronprinzessin sei an Leiden so reich gewesen, dass man nicht ohne bittere Wehmuth an sie denken könne. Ihren Tod schrieb er theilweise häuslichem Kummer, theilweise der Unvorsichtigkeit der Hebammen zu.

Die Erzählungen von dem unglücklichen Schicksal der Kronprinzessin machten auf ihre Zeitgenossen einen so tiefen Eindruck, dass ungefähr 50 Jahre nach ihrem Tode eine weitverbreitete Legende daraus entstand. Im J. 1777 erschien ein französisches Buch, in welchem behauptet wurde, Charlotte sei nicht in Russland gestorben, sondern nach Louisiana, das eben erst von Europäern kolonisirt wurde, geflohen. Dort habe sie einen französischen Offizier geheirathet, der sie später nach Paris gebracht, wo Moritz von Sachsen sie erkannt haben sollte. Darauf sei sie wieder nach der Insel Bourbon gegangen, und erst in Folge des Todes ihres Mannes und ihrer Tochter nach Europa zurückgekehrt. Sie habe in Paris und Brüssel verborgen gelebt, von dem Braunschweigischen Hofe eine reichliche Pension bezogen, und den grössten Theil ihrer Einkünfte den Armen gegeben.

Der gelehrte Müller widerlegte ernsthaft seiner Zeit diesen Unsinn, und Ustrialoff hielt es unlängst für seine Pflicht, es als ein Märchen zu bezeichnen, indem er feierlich betheuert: „Unzweifelhafte Aktenstücke beweisen, dass die Kronprinzessin am 22. Oktober 1715 in Petersburg gestorben, und in der St. Petri und Pauli Cathedrale begraben worden.“



Es wurde der Kronprinzessin schwer zu sterben, da sie zwei unmündige Kinder zurückliess; ihr frühzeitiges Ende war jedoch eine Wohlthat des Geschicks, die ihr unendliches Unglück erspart hat. Charlotte hätte nicht vermocht, den Zarewitsch vor der ihm drohenden Gefahr zu schützen, und nach Peters Tode wären ihr die grössten Schwierigkeiten aus ihrem Verhältniss zu Catharina erwachsen.

Der Geschichtschreiber „der Epoche Peters des Grossen“ mag bedauern, dass die Verbindung des Zarewitsch nicht die Hoffnungen verwirklicht habe, die Peter von ihr gehegt; er mag Charlotte vorwerfen, dass sie keinen Einfluss auf ihren Gemahl gewonnen, sich nicht in seine Ansichten gefügt, seine Interessen nicht zu den ihrigen gemacht, alle Hindernisse, die einem vollkommenen Einverständnisse entgegenstanden, entfernt habe durch Verabschiedung ihres deutschen Hofstaates, und Uebertritt zur griechisch-russischen Kirche.

Eine ähnliche Ansicht wäre ziemlich natürlich, denn die Nachwelt urtheilt meist von historischen Persönlichkeiten nach Massgabe der Ziele, die sie erreicht haben. Historische Persönlichkeiten aber leben so gut wie alle anderen ein individuelles Leben; sie tragen in ihre Handlungsweise ein besonderes Mass, das in vieler Hinsicht nicht von ihrer Willkühr, ja nicht einmal von ihrem Charakter und ihrer geistigen Entwicklung abhängt, sondern vielmehr das Ergebniss anderer historischen Thatsachen ist. Der Historiker verhält sich gleichgültig zu dieser individuellen Seite, wenn er nur den allgemeinen Gang und die Bedeutung der von ihm beschriebenen Ereignisse erwägt; sobald er aber ein Urtheil fällen will über ein einzelnes Individuum, muss er den abstrakten Gesichtspunkt aufgeben, und von jeder historischen Person in der Sprache reden, die ihr



angemessen ist. Wir haben es hier mit der Prinzessin Charlotte zu thun, nicht mit jener flüchtigen Erscheinung, die während einer grossen Reformzeit einen Augenblick auftaucht und spurlos verschwindet, — aber mit einem lebendigen Wesen, das von der Nachwelt dieselben Rechte beanspruchen darf, die es seinen Zeitgenossen gegenüber geltend machte.

Bei einer billigen Beurtheilung sollte man zuvörderst ins Auge fassen, dass Charlotte nur sehr kurze Zeit in Russland gewesen ist, — zwei Jahre und sechs Monate, und fast immer krank! Ein so kurzer Aufenthalt war durchaus nicht hinreichend für eine junge, schüchterne, krankhaft sensitive Frau, um sich in neue, fremdartige Umgebungen zu gewöhnen, unbekannte Menschen mit eigenthümlichen Sitten und Anschauungen zu verstehen und zu lieben. Die Schwierigkeiten, mit denen Charlotte dabei zu kämpfen hatte, waren viel bedeutender, als wir es uns jetzt vorstellen können. Man darf nicht vergessen, dass zu Peter des Grossen Zeit Russland und der Westen zwei verschiedene Welten darstellten, die sich durch entgegengesetzte Pole berührten. Wie belehrend darüber sind in ihrer einfachen Aufrichtigkeit die Worte der Rshewsky an Peter, nachdem sie einige Tage an Charlottens Hofe zugebracht: „Von den vielen „Cumplementen“ und Knixen und den deutschen Speisen sind mir die Augen ganz trübe geworden.“ Welch naiver Widerwillen spricht sich hier gegen die Formen ausländischen Lebens aus! Wie lächerlich und albern erschien die conventionelle, überkommene Haltung der deutschen Höfe dem erstaunten Blicke der russischen Bojarin!

Es ist wohl sehr natürlich, dass auch Charlotte kein Verständniss für eine ihr ebenso fremde Lebensweise zeigte. Welch ungeheucheltes Erstaunen spricht sich in dem Briefe Charlottens an ihre Mutter aus, in welchem sie erzählt,



dass während der Weihnachtsfeiertage (Swiatki) sich eine Menge Gäste bei dem Zarewitsch versammelten, und sie, als die Wirthin, bei einem drei und eine halbe Stunde dauernden Gastmahle selbst die Gäste bewirthen musste (les Russes appellent cela Slaven). Wie sollten nicht diese Gebräuche, denen Geist und Leben in ihren Augen fehlte, die für sie nicht einmal von Heiterkeit beseelt waren, ihr als eine ungeheuerliche, ermüdende Gewohnheit erscheinen? Jeder Annäherung der Kronprinzessin an die Mitglieder der kaiserlichen Familie und der russischen Hofaristokratie stand der Umstand schroff entgegen, dass sie fast ausschliesslich von Ausländern umgeben war. Bei ihrer Verheirathung nach einem unbekannten, entfernten Lande bestand Charlottens Familie darauf, sie mit einem deutschen Hofstaate zu versehen, der zugleich einen Trost und eine Garantie für die Prinzessin abgeben sollte. Dieser wichtigste Fehler schadete der Kronprinzessin unbeschreiblich. Jedoch, um selbst eine russische Umgebung zu wählen, hätte sie müssen zuerst die Sprache erlernen und in das russische Leben und Weben eindringen, — dazu gebrach es Charlotte an Zeit. Uebrigens wären alle ihre Bemühungen, sich ihrem Gemahl und der Nation zu nähern, immer fruchtlos gescheitert an der einen grossen Klippe — sie war Protestantin geblieben. Haben wir das Recht, ihr einen Vorwurf daraus zu machen?

In religiösen Fragen noch mehr als in allen anderen ziemt es sich, den Geist des Jahrhunderts und den individuellen Charakter der Persönlichkeiten in Betracht zu ziehen. Zu Charlottens Zeit fiel das religiöse Bewusstsein ausschliesslich mit einem kirchlichen Bekenntnisse zusammen <sup>1)</sup>, und nur äusserst wenige unter ihren Zeitgenossen

---

1) Wie gross im Anfange des vorigen Jahrhunderts die re-



konnten sich auf die Höhe eines Philosophen, wie Leibnitz, erheben, der die Einigung aller christlichen Bekenntnisse wünschte, und in ihnen nur die harmonischen Erscheinungsformen einer ewigen Wahrheit sah. Gewiss gab es auch in Zeiten religiöser Ausschliesslichkeit aufrichtige Uebertritte aus einer Kirchengemeinschaft in die andere, herbeigeführt durch reine, uneigennützige Beweggründe und edle Zwecke. Ein ähnlicher Entschluss wird entweder von leicht erregbaren Naturen gefasst, oder von starken Charakteren und bedeutenden Geistern, die im Stande sind, ihr Ziel fest und klar zu erkennen und ihm jede andere Rücksicht unterzuordnen. Charlotte gehörte weder zu den einen, noch zu den anderen. Das Tragische ihres Schicksals liegt darin, dass selbst die guten Seiten ihres Charakters ihr zum Schaden gereichten. Sie hatte eine jener Naturen, die nicht leicht neuen Empfindungen und neuen Ideen zugänglich sind, aber einmal gewonnenen Ueberzeugungen und Gefühlen immer treu bleiben. Solchen Persönlichkeiten ist es unmöglich, die Kirche, in welcher sie erzogen worden sind, zu verlassen, und je schwächer der Widerstand, den sie gegen allgemeine Verhältnisse zu bieten vermögen, desto hartnäckiger üben sie ihn in gewissen einzelnen Fällen. Charlotte hätte ohne Zweifel in ihrer Kindheit das Bekenntniss der griechischen Kirche mit derselben Unterwürfigkeit angenommen, mit der sie dem unbekannten

---

ligiöse Intoleranz bei der Mehrzahl der lutherischen Geistlichen war, kann man z. B. aus folgendem Faktum ersehen. Als die Prinzessin Charlotte sich mit dem Zarewitsch vermählte, sagte der braunschweigische Superintendent Nitzsch in einer seiner Predigten: „Eine Prinzessin haben wir den Papisten, die andere den Heiden gegeben; wenn morgen sich der Teufel als Bewerber meldete, würden wir ihm die dritte geben.“ Vehse, Gesch. der Höfe des Hauses Braunschweig.



Zarewitsch ihre Hand reichte, weil es der Wille ihrer Familie war. Ihre ältere Schwester trat ebenfalls nach einigem Widerstreben, von ihrem Grossvater und ein paar klugen katholischen Geistlichen überredet, in den Schooss der römischen Kirche. Man hatte aber Charlotte die Freiheit gelassen, lutherisch zu bleiben; sie hielt dieses Zugeständniss für die einzige Entschädigung des Opfers, das sie, ihrer Meinung nach, brachte, für das einzige Band, welches sie an eine theure Vergangenheit knüpfte, von der sie sich auf immer trennen sollte. Die schönsten Empfindungen ihrer Seele hingen mit dem religiösen Bekenntniss zusammen, in welchem sie aufgewachsen war, und sie hätte es sich gewiss als eine unverzeihliche Schwäche vorgeworfen, ihm freiwillig zu entsagen, selbst wenn sie um diesen Preis die Liebe und das Vertrauen ihres Mannes hätte erkaufen können. In der Lage der Kronprinzessin konnten nur drei Beweggründe wirksam genug sein, um sie sogleich von der Vergangenheit zu trennen und mit ihrer neuen Umgebung zu identificiren: Herrschsucht, Pflichtgefühl, Liebe zum Zarewitsch. Allein Herrschsucht lag nicht in ihrem Charakter; ihr Pflichtgefühl war nur höchst einseitig durch ihre Erziehung entwickelt worden, und die Liebe zum Zarewitsch wurde allmählig durch ihr eheliches Leben zerstört. Ihrer Natur nach war sie dazu gemacht, passiv alle äusseren Eindrücke zu empfangen, ohne jegliche Fähigkeit der Reaction oder des Kampfes. In jedem Ereignisse des Lebens sah sie die Erfüllung des göttlichen Willens, und hielt jedes Unglück für ein Zeichen, dass sie zu beständigem Leiden verdammt sei. Diesem Mangel an Energie, dieser Schwäche des Willens entsprach der enge Kreis von Charlottens Interessen, und ihre Erziehung hatte nicht dazu beigetragen, diesen Kreis zu erweitern. Nur zwei Verpflichtungen waren ihr sorgfältig eingeprägt worden: ihr kirchliches Bekenntniss



streng und heilig zu wahren, und opferwillig zu vollbringen, was der Grösse ihres Hauses förderlich sein konnte, d. h. dem Beschlusse ihrer Familie gemäss sich zu vermählen. Solche Naturen können sich unter sehr günstigen Umständen entwickeln und zu voller Geltung gelangen; sie bedürfen dazu eines ungetrübten Glückes, warmer Liebesatmosphäre, und aller Freuden des häuslichen Lebens, gedeihen aber nie bei so schweren Aufgaben, wie sie Charlotte durch ihre Vermählung zu Theil geworden. Sie hatte in der ersten Zeit ihrer Ehe eine innige Neigung zu ihrem Gemahl gefasst; diese Neigung erwachte wieder bei jeder Aeusserung der Zärtlichkeit von Seiten des Zarewitsch, der selbst zugab, die Prinzessin sei „ein gutes Wesen“; doch war es unmöglich, dass die Liebe den Jammer dieser Häuslichkeit überdauere.

Der Charakter des Zarewitsch und sein Geschick waren nicht das Erzeugniss reiner Zufälligkeiten; sie hingen mit dem tiefen Zwiespalt zusammen, der durch die Umwälzungen Peters des Grossen im russischen Leben entstand. Es lag nicht in der Macht einer zwanzigjährigen, schwachen Frau, den Zarewitsch umzuwandeln und die unabwendbare Katastrophe zu verhüten.

---

### Anhang.

Die Symptome und der Gang der Krankheit, sowie die Art der Behandlung sind weitläufig beschrieben in einem lateinischen Berichte der Aerzte: *Brevis ac sincera relatio etc.*, abgedruckt bei Ustrialoff 335. Von den Leiden der Kronprinzessin kann man sich einen Begriff machen nach folgendem Fragmente des Berichts: *Aderat febris*



ingens, cum siti intensa pulsum tangebamus frequentissimum simul et debilissimum, linguam vero siccam plane et nigerrimam, sub hoc aestu tamen extrema omnia maximo gelu rigeabant, dum sudore rigido universum corpus perfunderet, dolores interim universe abdominis aderant atrocissimi, cum maximis anxietatibus atque corporis iactatione, accedebant funestis his symptomatibus funestiores convulsiones atque creberrima animi deliquia; ea quoque ipsa die enormem alvi fluxum ut qui 20 vel 30 sedibus Ser. pr. excruciaverit adfuisse comperimus etc.

























Gerle, Vladimir Ivanovič

Die Kronprinzessin Charlotte von Russland, Schwiegertochter Peters des  
Grossen, nach ihren noch ungedruckten Briefen 1707 - 1715

Bonn 1875

Biogr. 218

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11313777-8